

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 7 Juli 2002 117. Jahrgang

Spieglein, Spieglein vom Verband

Ambivalente Überlegungen zum Leitbild

Im April wurde uns mit dem Deutschen Pfarrerblatt ein »Leitbild Pfarrerinnen und Pfarrer in der Gemeinde« vom Verband der Pfarrervereine zugestellt. Ich habe es zuerst weggelegt, weil es ja mehr die aktiven Pfarrer als einen Ruheständler betrifft. Aber vielleicht ist ja auch die Perspektive eines Rückblickes manchmal sinnvoll für die Entwicklung von Zukunftsbildern, und ebenso die Sicht von der Kirchenbank zur Kanzel, auf der man selbst lange Zeit stand.

Das Bedürfnis nach neuen Leitbildern

Ich gestehe, dass ich mit der Entwicklung von »Leitbildern« schon immer meine Probleme hatte. Das Bedürfnis danach scheint mir damit zusammenzuhängen, dass unausgesprochene Leitbilder, die einmal zu dieser Berufswahl motivierten, nicht mehr ausreichen. Das mögen Vorbilder gewesen sein, aber auch die Absicht, es anders, besser zu machen. Wenn sie ganz oder teilweise versagen, geraten wir in Identitätsschwierigkeiten. – Eine andere Wurzel dieses Bedürfnisses liegt in der Begegnung mit einer Menge unterschiedlicher Leitbilder bei Kollegen und in der Gemeinde. Das verunsichert und verschärft Rivalitäten. – Nicht zuletzt bewegt uns Frustration, die Erfahrung des Verlustes an Einfluss und gesellschaftlicher Resonanz und Bedeutung zu dem Vorsatz, es anders machen zu müssen als bisher.

Entwickeln heißt verändern

Wir hatten, bewusst oder unbewusst, immer Leitbilder. Entwickeln können

wir neue nur in der ehrlichen Auseinandersetzung mit den alten und denen anderer. Das ist eine mühsame Arbeit, bei der man Enttäuschungen, eigenes Versagen, Wachstumsschmerzen bei sich und bei anderen aushalten und durchstehen muss. Das ist jedenfalls meine persönliche Erfahrung aus einem Berufsleben mit immer wieder neuen Aufgaben und anderen Konstellationen der Zusammenarbeit.

Vision oder Ideal?

Diese Einsicht warnt mich davor, »Leitbild« mit »Idealbild« oder »Wunschbild« zu verwechseln. In letztere versuchen wir zu fliehen, wenn die früheren Absichten und Motive in Konflikt mit der Wirklichkeit geraten. Wir versuchen, den Konflikt zu lösen durch gute Vorsätze oder eine verbesserte Technik. Ein Kalenderspruch sagt »Der ich bin, grüßt sehnsüchtig den, der ich sein werde« (Fr. Hebbel, soweit ich mich erinnern kann). Das wäre eine »Vision«. Wir neigen dazu, ihn insgeheim zu verändern: »Der ich bin, grüßt sehnsüchtig den, der ich sein möchte.« Die Folge davon aber ist, dass Sehnsucht zur Absicht verkommt und den Charakter der Hoffnung verliert. Der Anspruch bleibt ungedeckt oder wird zur unerträglichen Last. Viele Sätze auch im Pfarrerleitbild erwecken (nicht nur bei mir) den Eindruck: Das stimmt doch einfach nicht und ist überdies menschenunmöglich.

Authentizität

Ein Leitbild hat es aber zu tun mit Menschen, die unter dem Unterschied zwischen dem, was ist, und dem, was sie

Inhalt

■ Artikel

Johannes Seiß,
Spieglein, Spieglein vom
Verband

105

D. Hans Meiser,
Was erwartet man von
den Pfarrern heute?

106

Dr. Holger Forssmann,
Markierungsarbeiten an
Leitlinien

107

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser

118

Dr. Horst Jesse,
Jeder Mensch (s)ein Künstler

111

■ Aussprache

Axel Melcher,
Erstens, Zweitens, Drittens

114

Christine von Falkenhausen,
Kollegialmodell

114

Hadwig Abel,
Harte Werte – weiche Fakten

115

Dr. Ludwig Blendinger,
Paulus, Mars und Venus

115

■ Bücher

Dr. Günther Reim,
Wengst, Johannesevangelium

115

■ Ankündigungen

119

hoffen, was ihnen verheißen ist, leiden. Z.B. unter Frustration, unter den Rivalitäten unter Mitarbeitern, unter den Konflikten zwischen Amt und Familien- oder Privatleben, darunter, dass sie auf viele Fragen keine Antwort wissen, unter der Widersprüchlichkeit der an sie gestellten Erwartungen, unter persönlichen Zweifeln an sich und anderen und an ihren eigenen Hoffnungen usw. Das Leitbild sollte helfen, sich diesen Fragen zu stellen und als Christ und Theologe sich damit auseinanderzusetzen. Nur so kann es zu Authentizität und Glaubwürdigkeit eines gemeinsamen Berufsbildes helfen.

Leitbilder als »gute Vorsätze«?

Wenn mir etwas nicht gelungen ist, überlege ich meistens zuerst: Wie könnte ich es besser machen? Gestern war ich nicht gut, morgen möchte ich besser sein. Zweifellos eine berechtigte Überlegung, ein berechtigter Wunsch. Manchmal gelingt das ja auch. Ich selber verändere mich dabei freilich kaum, nur das, wie ich es mache. Es ist sozusagen mehr eine Frage nach meiner Technik als nach wirklicher Veränderung. Es dient zu meiner Selbstrechtfertigung.

Dabei wird mir oft gar nicht bewußt, wie einseitig meine Fragestellung ist. Hinter dem Wunsch, besser anzukommen, mehr Erfolg zu haben, effektiver zu sein, steht ja neben äußeren Zwängen auch der eigene Ehrgeiz. Ich sage das ohne Kritik. Der Ehrgeiz, es gut zu machen, gut angesehen und gut beurteilt zu werden von Menschen, die mir wichtig sind, ist ein starker Motor. Aber er ist auch problematisch und ein wenig narzistisch. Er könnte unter das Wort Jesu an Petrus fallen: »Du willst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist« - und Petrus hatte es doch auch nur gut gemeint.

Was wir empfangen haben

Wie anders könnte ich in dieser Situation fragen? Erstens einmal könnte ich fragen, was ich eigentlich empfangen habe, worauf ich zurückgreifen, woraus ich schöpfen kann. Und dabei erweist sich, dass ich gerade nicht davon lebe, dass ich es besser mache, so wünschenswert das auch ist. Sondern ich lebe ja davon, dass es vor Gott keine Schande ist, wenn ich mich mit dem Unterschied und Widerspruch zwischen Sein und Werden herumschlagen muss. Alle lautstarke Verkündigung von Gottes Liebe zu den Schwachen wird Ideologie, wenn ich nicht selbst wage, sie in Anspruch

zu nehmen. Und ich lebe auch davon, dass ich umgeben bin von der »Wolke der Zeugen«. Auch um mich herum sind die Gaben Gottes zu entdecken, bei Mitarbeitern und in der Gemeinde, nicht nur Aufgaben, Handlungsfelder und Zielgruppen. Eine Voraussetzung dafür ist, für sich selbst den »Mut zur Lücke« zu haben, Defizite zuzulassen und einzugestehen, Hilfe zu suchen, lernbereit und offen zu sein. Auch hier gilt, dass man von dem, der immer nur geben will und nicht nimmt, auch nicht mehr gern annehmen mag.

Interaktion ist nicht nur eine Frage der Technik

Auch deshalb ist die Frage m.E. einseitig, wie man ein guter Prediger wird, ein guter Seelsorger etc. Es ist zwar ehrenwert, die Ursache für Misslingen zuerst bei sich zu suchen und eigene Fehler zu verbessern. Aber wenn es wirklich um

einen Dialog und nicht nur um ein kundengerechtes Angebot geht, kommt es auch darauf an, was wir anderen zu vertrauen und von ihnen erwarten und erhoffen. Dann steht im Mittelpunkt nicht mehr die Frage nach dem guten Prediger sondern die Suche danach, was und wie Gottes Wort unter uns wirkt. Das Hören und Hinsehen und Entdecken wird dann viel stärker zum Motor für das eigene Können, die eigene Technik, als der urmenschliche Wunsch, »gut« zu sein.

Lebendige Interaktion gibt es nur mit wirklichen Menschen, nicht mit Idealbildern. Deshalb meine ich, wir sollten darauf achten, dass unsere Leitbilder nicht unter der Hand und ungewollt zu solchen Idealbildern werden.

Johannes Seiß, Dekan i.R.
Michelau

Was erwartet man von den Pfarrern heute?

I. Er soll ganz Pfarrer sein

Den Pfarrer, der ein Teil seiner Kraft mit peripheren Aufgaben verbraucht, verträgt unsere Zeit nicht mehr. Raiffeisen-Pfarrer, als Heilkundiger seines Dorfes, Vorstand des Obstbauvereins, einer Sterbekasse usw. Solche Nebenbeschäftigung, die nur auf Kosten seines Amtes gehen kann, ist ihm heute verwehrt. Es ist wie eine höhere Fügung, daß uns hier eines nach dem anderen genommen wird.

Unsere Zeit drängt uns auf Ganzheit und Geschlossenheit des Dienstes.

Die Aufgaben des Amtes sind immer noch mannigfaltig und die damit verbundenen Gefahren groß genug! Gefahr des »Verwaltungs«-Pfarrers.

Unsere Lage ist grundverschieden von der vor wenigen Jahrzehnten: wir können nicht mehr zehren von dem Vertrauenskapital, das frühere Jahrhunderte aufgespeichert hatten!

Stephan Hirzel im »Pfarrerspiegel«: der Typus Pfarrer in der RZeit hatte im Unterschied zu den späteren das, daß er aus dem Wagnis lebte, jetzt ist der Pfarrer verbürgerlicht,

Offen sich zu dem Amt bekennen, in dem wir stehen: auch in Kleidung, Haltung, Umgang, Erholung usw.!

2. Prediger Liturg Seelsorger: das ist die Aufgabe unse-res Amtes

a) Prediger

Wir sind unserer Aufgabe als Pfarrer nur gewachsen, wenn wir Zeugen sind. Die Gemeinde muß es dem Prediger abspüren, daß er selbst bis ins Innerste durchdrungen ist von den Wahrheiten, die er verkündigt. Frank Thieß, Das Reich der Dämonen: »Das Christentum hat nicht als neue Lehre, sondern als Ergriffenheit gesiegt.« - so auch Leo Frobenius. Das scheint mir das Verlangen unserer Zeit an den Pfarrer zu sein. Sie will nicht den theologischen Advokaten, den Propagandisten, den gestenreichen Redner...! Wem es geschenkt ist, so zu reden, der hat auch seine Gemeinde. Der braucht keine rhetorischen Künste, keinen Wort- und Geistreichtum.

Inhaltlich muß unsere Predigt so biblisch und zentral sein wie sie vielleicht seit Jahrhunderten nicht gewesen ist. Gottes Antwort auf die Menschenfragen, Gottes Plan über die Weltgeschichte. - Alles bloß Ästhetische, Pathetische, Politische, Nur - Individualistische kann draußen bleiben. »Was kein Auge gesehen hat...« das sollen wir verkündigen.

b) Liturgen

Stephan Hirzel im »Pfarrerspiegel«: die meisten Pfarrer sind keine Priester mehr. »Achtungsgebietendes Auftreten, unbeirrbar Gelassenheit« .. das fehle heute dem Pfarrer.

Verwechslung evangelischer Freiheit mit liturgischer Zuchtlosigkeit - wer trüge darüber nicht Leid?

Keine ölige Gesalbtheit, dagegen würde sich der realistische Sinn unserer Zeit noch mehr sträuben.

Persönliches Andachtsleben des Pfarrers. Sein Umgang mit der Heiligen Schrift.

c) Seelsorger.

Warum ist das Verlangen nach dem Pfarrer als Priester so groß? Weil man den Seelsorger ersehnt. Die geistige Verwirrung, innere Unsicherheit, weltanschauliche Not, Hitze der Anfechtung sind so groß geworden, daß auch der Arzt, der Psychoanalytiker, der Tiefenpsychologe nicht mehr ausreicht!

Gerade weil heute im öffentlichen Leben des Einzelne nichts ist, regt sich in der Sphäre des Persönlichen, Menschlichen das Verlangen, als Einzelner wieder angesprochen zu werden und Verständnis zu finden.

Blumhardt als Bild solchen Pfarrertums. Wir sind heute Ausgewiesene nach Hebräer 13!

*D. Hans Meiser,
Landesbischof*

»Wir Pfarrer heute«, Vortrag anlässlich 50 Jahre Evangelischer Pfarrverein Württemberg, Stuttgart, 16.4.1941

Mitgeteilt von Wilhelm Bogner, nach der Mitschrift aus den persönlichen Tagebüchern seines Vaters, OKR Wilhelm Bogner (1887-1946).

Markierungsarbeiten an Leitlinien

Wie gut, daß es das KORRESPONDENZBLATT gibt. So wurden wir noch rechtzeitig darauf hingewiesen, daß es einen neuen Entwurf für die »Leitlinien kirchlichen Lebens« gibt. Bis zum 31.März 2002 wurden Stellungnahmen dazu erbeten. Ein Ausschuss unseres Kirchenvorstands hat sich die Mühe gemacht, die Leitlinien durchzuarbeiten und eine solche Stellungnahme zu verfassen. Mitte März war diese Expertise fertig und wurde auf den Weg geschickt. Sie ist zu umfangreich, um vollständig hier im Korrespondenzblatt für alle Leser/innen abgedruckt zu werden. Wer sie lesen möchte, kann eine Kopie bei mir anfordern, oder sich das Dokument von mir per e-Mail senden lassen. Aber die wichtigsten Aussagen möchte ich doch in Kurzform allen Interessierten vorstellen.

- Gleich vorneweg gesagt: Der Entwurf bedarf noch gründlicher Überarbeitung. Unsere zahlreichen Anmerkungen und Anfragen sind immer noch längst nicht alles, was kritisch anzumerken wäre. Aber sie geben einige Hinweise, wo Probleme liegen.
- Wünschenswert wären durchgängige Paragraphen oder Ordnungszahlen. Wie wird man aus diesen Leitlinien zitieren, ohne die Seitenzahlen anzugeben?
- Unklar sind die Adressaten der Leitlinien. Im Entwurf von 1997 hieß es noch »Alle Gemeindeglieder...«. Gilt das weiterhin?
- Die Gattung der »Leitlinien« ist noch nicht genügend klar erläutert. Welchen Grad von Verbindlichkeit haben die »Regelungen«? Wer sorgt für ihre Einhaltung und welche Sankti-

onsmaßnahmen sind dafür vorgesehen?

- Und wie ist damit umzugehen, wenn in den »Regelungen« deskriptive Sätze stehen (»Die Eltern sind dafür verantwortlich, dass das Kind sich der Taufe bewußt wird.«) und umgekehrt in den »Grundlagen« normative Sätze (»Deshalb darf man nicht einen gefestigten und bewährten Glauben zur Bedingung für die Taufe erheben.«)? Sind deskriptive Sätze in den »Regelungen« normativ zu lesen und normative Sätze in den »Grundlagen« deskriptiv? Hier wäre mehr Klarheit wünschenswert.
- Unklar bleibt auch der Kirchenbegriff. Von Fall zu Fall scheinen andere Personengruppen bezeichnet zu werden, wenn es jedesmal allgemein »die Kirche/n« heißt. Einmal scheint die »Gemeinschaft der Gläubigen« gemeint, dann wieder die Gruppe der Amtspersonen innerhalb der Kirche, ein drittes Mal die Ebene der Kirchenleitung auf Landes- oder Diözesanebene, ein viertes Mal die Gemeinden, repräsentiert durch ihre jeweiligen Kirchenvorstände. Eine durchgängige Aufschlüsselung wäre sehr hilfreich und würde die Benutzbarkeit der »Leitlinien« wesentlich erleichtern.
- Wir vermissen eine Reihe von Themen, die ebenfalls zum christlichen Leben gehören. Zwei Beispiele: 1. Es fehlen in den Leitlinien Aussagen über den Feiertag/Sonntag. Das unter der Überschrift »Gottesdienst« Gesagte, kann noch nicht alles sein. 2. Wir vermissen weiterhin Konkretionen zur Verantwortung der Gemeinde für die Schöpfung.

Adredobank

Zum Abschnitt »Die Grundlegung« haben wir vor allem eine kritische Rückfrage formuliert. Sie bezieht sich auf die Art und Weise, wie in den Leitlinien vom Glauben gesprochen wird. Wir haben den Eindruck, daß der christliche Glaube in den Leitlinien zu einseitig als »summa doctrinae« gesehen wird, als beständige Größe, die bloß vermittelt und weitergegeben zu werden braucht. Die kritische Kraft des Glaubens – auch gegenüber Institutionen wie der verfaßten Kirche – wird dabei übersehen oder unterschätzt. Unsere Rückfrage galt weiterhin einem Kernsatz des Abschnitts:

- »...die Nachfolge Jesu (äußert sich) darin, daß die Kirche in einer pluralistischen Gesellschaft für ihr distanziert gegenüberstehende Menschen ebenso offen ist wie für traditionsgebundene und kirchentreu.« Entweder drückt dieser Satz eine Banalität aus, nämlich, daß jeder unsere Gottesdienste besuchen darf (die Kirche steht jedem offen). Oder er sagt etwas hoch Problematisches, nämlich, daß die Nachfolge Jesu ein Bekenntnis zum Pluralismus einschließt.

In den Leitlinien geht es dann ums gottesdienstliche Leben.

- Schon die ersten beiden Sätze widersprechen sich. »Unter Gottesdienst ist zunächst Gottes Dienst am Menschen zu verstehen. Dann bezeichnet der Begriff die kirchliche Veranstaltung.«

Wir waren hingegen der Ansicht:

- Gottesdienst als Gottes Dienst am Menschen ist gerade keine »kirchliche Veranstaltung«. Er ist darum auch nicht oder jedenfalls nicht zuerst als »Gestaltungs«-Aufgabe in den Blick zu nehmen.
- Dieses Mißverständnis hat Konsequenzen für das Folgende. Weil der Gottesdienst als »kirchliche Veranstaltung« gilt, kommt die Gemeinde vorwiegend als »Zielgruppe« in den Blick. »Die Kirche« wird zum Synonym für die (hauptamtlich) Tätigen.

Es folgen einige kleinere Anmerkungen.

So haben wir uns beispielsweise gewundert, wie die Regelung »Gottesdienste finden auch an allen kirchlichen Feiertagen statt« wohl zu verstehen ist. Müssen wir uns demzufolge überlegen, ob wir die Bekehrung Pauli (25.1.), Lichtmeß (2.2.), den Tag der Verkündi-

gung an Maria (25.3.) usw. wieder mit Gottesdiensten begehen? Überflüssig erschienen uns auch Regelungen wie: »Gottesdienste finden in Kirchengebäuden oder an anderen geeigneten Orten statt« oder »kirchliche Bekanntmachungen werden verlesen« (dürfen sie nicht auch anders bekannt gemacht werden, gedruckt oder ausgehängt?).

Bedenklicher erschienen uns zwei andere Regelungen:

- »Für die verschiedenen Alters- und Zielgruppen in der Gemeinde sollen geeignete Gottesdienste angeboten werden«. Wir fragen: Ist es nicht inzwischen zum großen Problem geworden, daß nirgends mehr die Einheit der Gemeinde sichtbar wird? Die gesellschaftliche Ausdifferenzierung in der Kirche einfach nachzuvollziehen (und durch »Angebote« zugleich die Konsumhaltung zu fördern) kann auf die Dauer nicht gut tun.
- »Die Kirche hat ein Interesse daran, daß ihr gottesdienstliches Leben in der Öffentlichkeit wirksam dargestellt wird und in der privaten Erinnerung erhalten bleibt«. Dieser Satz geht von der fragwürdigen Voraussetzung aus, daß nur »öffentlich« ist, worüber in den Medien berichtet wird. Ein Gottesdienst aber hat seine eigene, spezifische Öffentlichkeit. Diese ist womöglich gefährdet, wenn Leute mit Film- und Fotokameras in unseren Gottesdiensten anwesend sind, ohne an ihnen teilzunehmen.

Überlegungen und Regelungen zum Thema »Taufe«.

Auch hier gab es Anlaß zu Rückfragen:

- Wenn von der Kirche schon als »Gemeinschaft der Gläubigen« gesprochen werden soll, dann muß sich diese Bezeichnung dort bewähren, wo es um die Taufpraxis geht. In der Tat wird hier ein Bezug hergestellt. Die Formulierung lautet: »Durch die Taufe (...) wird (der Täufling) der verborgenen Gemeinschaft aller der Menschen eingegliedert, die an die Liebe Gottes glauben.« Sind das Synonyme? Ist die »Gemeinschaft der Gläubigen« eine »verborgene Gemeinschaft« und läßt sich der Glaube der Kirche auf die kurze Formel bringen »an die Liebe Gottes glauben«? Wir sehen hier noch Klärungsbedarf.

Wir hatten in diesem Abschnitt wie auch sonst öfter den Eindruck, daß nicht gründlich genug an den rechtlichen Formulierungen gearbeitet worden ist.

Unklare Formulierungen

- Im einen Fall werden die Eltern verpflichtet, eine »christliche Erziehung« des Kindes nicht zu behindern. Im anderen Fall darf die Taufe nur vollzogen werden, wenn die »evangelische Erziehung« gewährleistet ist. Sind »christlich« und »evangelisch« austauschbare Synonyme?
- Wie sieht es konkret aus, wenn das »Pfarramt dafür (sorgt), daß (z.B. im Todesfall) die Aufgaben des Patenamtes dennoch wahrgenommen werden können? Ist das einfach ein ungeschickter Versuch, eine geschlechtsneutrale Bezeichnung für Pfarrerinnen und Pfarrer zu finden? Oder ist es eine ungewöhnliche Übersetzung des »ministerium ecclesiasticum« aus CA V? Das buchstäbliche »evangelisch-lutherische Pfarramt in ...« kann jedenfalls nicht gemeint sein.
- Wir haben uns gefragt, warum sich der Pfarrer im Falle der Ablehnung einer Taufe und der Zurückstellung von der Konfirmation mit dem Kirchenvorstand »berät« während im Falle der Ablehnung einer Trauung der Kirchenvorstand lediglich »informiert« wird. Wir haben uns weiterhin gefragt, warum das Einspruchsrecht gegen diese Entscheidung nur Brautpaaren »mitzuteilen« ist. Dürfen Taufeltern, Konfirmanden und trauernde Hinterbliebene über ihr Recht im Unklaren gelassen werden?

Ein weiteres Problem taucht in diesem Zusammenhang erstmals auf, zieht sich aber durch die ganzen »Leitlinien«.

- Was bedeutet der Begriff der »seelsorgerlichen Verantwortung«, in welcher die Pfarrerin/der Pfarrer Entscheidungen treffen soll? Erst auf S. 83 in den Leitlinien wird das Ziel der Seelsorge definiert: »Seelsorge zielt auf die Befestigung und Erweiterung einer vorhandenen bzw. die Wiederherstellung einer gestörten Glaubensbeziehung.« Ist damit eine Norm gesetzt? Das ist insofern von entscheidender Wichtigkeit, als an vielen Punkten in den Leitlinien Entscheidungen (z.B. hinsichtlich der Ablehnung einer Taufe, Trauung, kirchlichen Bestattung)

von der »seelsorgerlichen Verantwortung« abhängig gemacht werden. Soll und kann an allen diesen Stellen die hier getroffene Zielvorgabe von Seelsorge eingetragen werden?

Später, wenn es ums Abendmahl geht, wird dann plötzlich an unvermuteter Stelle juristische Sprache verwendet.

- Die Formulierung im einführenden Teil »Brot und Wein sind (...) grundsätzlich unverzichtbar« impliziert natürlich - gemäß einer korrekten juristischen Sprache: Abweichungen von diesem Grundsatz sind möglich. Aber nicht jeder beherrscht diese Sprache, und manch einer ist dann verwundert, wenn in den folgenden Regelungen die Ausnahmen genannt werden.

Anmerkungen und Rückfragen zum Abendmahl:

- Das Agapemahl erscheint im einführenden Teil nur am Rande - unter dem Vorzeichen des Konflikts und unter dem Hinweis der deutlichen Unterscheidung vom Abendmahl. Auch in den »Regelungen« geht es nur um diese Unterscheidung und um die Abwehr eines Agapemahls als Ersatz für ein Abendmahl. Das ist ja sicher richtig. Wir vermissen aber die positive Würdigung dieser Liebesmahlzeit, die ja auch an das irdische Wirken Jesu anknüpft und in der Gemeinde ihr eigenes Recht hat.
- Konkrete Fragen zur Abendmahlspraxis bleiben sowohl im einführenden Teil als auch in den Regelungen unbeantwortet: Warum gibt es eine eigene Ausnahmeregelung für den Gebrauch von Saft aber keine Regelungen das Brot betreffend; sind hier alle Sorten von der Oblate bis zum Pumpernickel gleichwertig? Wie steht es mit der in manchen Gemeinden umstrittenen Praxis der Nachkonsekration für den Fall, daß während der Feier Brot und Wein zur Neige gehen? Wie verhält es sich mit der gelegentlich noch üblichen Anmeldung zum Abendmahl (vor dem Gottesdienst in der Sakristei oder im Pfarrhaus)? Wie ist mit Gästen (Urlaubern) und anderen Unbekannten, deren Zulassung nicht überprüft werden kann, zu verfahren? Wir vermissen zuletzt auch besondere Regelungen für die Handhabung des Abendmahls bei Großveranstaltungen (Kirchentage).

Und wieder mußten wir die undeutliche Sprache bemängeln:

- Unklar blieb uns die Unterscheidung zwischen »Einladung« und »Zulassung« und »Voraussetzung« zum Abendmahl. So heißt es: »Eingeladen sind alle getauften Glieder... christlicher Kirchen.« - »Zugelassen ist, wer konfirmiert oder im Erwachsenenalter getauft wurde.« (...) »Die Voraussetzungen für die Teilnahme am Abendmahl sind die Taufe und die Unterweisung über Sinn und Bedeutung des Abendmahls.« - »Getaufte Kinder können...am Abendmahl teilnehmen, wenn sie ... imstande sind, in der ihnen gemäßen Weise die Gabe des Abendmahls zu erfassen.« Was gilt nun?

»Lernen, Lehren, Konfirmation«

- Eine Beobachtung: Es gibt eine auffällige Häufung von Aufforderungen zur Jugendgemäßheit der kirchlichen Praxis: »Junge Menschen in ihren Bedürfnissen ernst zu nehmen...« »...ihre Sichtweise auf das Leben ernst nehmen...« Kinder bzw. Konfirmanden »in einer ihnen gemäßen Art mit den zentralen Aussagen des christlichen Glaubens... vertraut machen« und öfter. Was heißt das konkret? Wird damit eine Widerständigkeit des christlichen Glaubens und Lebens gegenüber den Lebensgewohnheiten Jugendlicher ausgeschlossen? Gibt es nicht auch einen Auftrag, an dem sich Lernen und Lehre ausrichtet und messen lassen muß? Sind wir unserer Sache und unserer Inhalte so gewiß, daß es nur noch darum geht, wie wir sie kind- und jugendgemäß vermitteln?

Und wieder Fragen über Fragen:

- Warum soll bei Religionsmündigen eine Zustimmung der Eltern zur Konfirmation erforderlich sein, wie in den »Regelungen« vorgeschrieben?
- Für »Organisation und äußere Rahmenbedingungen der Konfirmandenarbeit« sorgen Pfarrer/innen und Kirchenvorstände gemeinsam, für Inhalte und Ziele aber sind die Pfarrer/innen und Pfarrer alleine zuständig. Kann man das wirklich so sauber trennen? Will man das überhaupt? Muß nicht in jedem Fall im Kirchenvorstand auch über Inhalte und Ziele der Konfirmandenarbeit gesprochen werden? Ein weiterer

Satz macht die Kompetenzenverwirrung dann komplett: »Haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter/innen gestalten die Konfirmandenarbeit gemeinsam«. Das klingt am Ende so, als sollten Ehrenamtliche verpflichtend den Konfirmandenunterricht mit durchführen. Sollte hier nicht eher ein Kann-Bestimmung angeführt werden?

- »Ist der Widerspruch zum christlichen Bekenntnis gegeben, kann der Kirchenvorstand die Zulassung zur Konfirmation ablehnen.« Welcher zwingendere Grund ist überhaupt vorstellbar, eine Konfirmation zurückzustellen? Die Regelung erscheint uns zu vorsichtig.

Ehe, Familie, Partnerschaft

- Die Alleinlebenden kommen in diesem Abschnitt eindeutig zu kurz. Nur fünf Zeilen reichen nicht aus. Nicht einmal biblische Grundlagen werden angeführt.
- Daß niemand wegen seiner sexuellen Orientierung benachteiligt werden darf, steht so nicht im Grundgesetz, obwohl die Leitlinien diesen Anschein erwecken. Überhaupt: Warum so allgemein von »sexueller Orientierung« sprechen? Das ist bekanntlich ein weites Feld, auf dem die seltsamsten Pflanzen wachsen. Sind alle gleich zu bewerten? Das ist auch in den »Regelungen« zu fragen, wo ähnlich allgemein von »Menschen, die in anderen Lebensformen oder mit einer bestimmten sexuellen Prägung verbindliche und treue, liebevolle und tragfähige Partnerschaft suchen«, gesprochen wird. *Und wieder lassen die »Regelungen« viele Fragen offen.*

- Was können »gravierende, seelsorgerliche Bedenken gegen das Zustandekommen der Ehe und den Umgang des Ehepaares miteinander« sein? Auch das angeführte Beispiel macht es nicht klarer: Ist es bereits als Ehehindernis zu werten, wenn die Brautleute Gütertrennung vereinbart haben?
- Daß »Kirche und diakonische Einrichtungen Verantwortung übernehmen (sollen), daß Mütter und Väter ihre Erziehungsaufgabe angemessen wahrnehmen können«, das weckt mehr Fragen, als daß es Unklarheiten regelt.

Die unpräzise Sprache gibt manchmal auch Anlaß zum Schmunzeln:

- Wir können doch nicht nur Leute

trauen, die »in Deutschland« standesamtlich geheiratet haben. Es können vielmehr nur Leute gemeint sein, deren Eheschließung von einem deutschen Standesamt als rechtmäßig anerkannt wird.

Wer sich noch an die Lauterbach-Trauung in München erinnert, bei der nur geladene Gäste eingelassen wurden (und Journalisten, die dafür bezahlt hatten), wünscht sich an diesem Punkt eine klare Regelung. Die Leitlinien bleiben sie schuldig:

- Während Taufe und Konfirmation in den entsprechenden Regelungen als »öffentliche Gottesdienste« gekennzeichnet werden, fehlt diese Bestimmung bei der Trauung. Das kann nur ein Versehen sein.

»Bestattung, Sterbe- und Trauerbegleitung«

Was oben schon über unklare Sprache und unpräzise Regelungen gesagt wurde, gilt weiter und muß nicht ausführlich belegt werden. Eine Regelung hat uns gewundert:

- »Vor der kirchlichen Bestattung muß der Totenschein vorgelegt (...) werden.« Meist haben ihn noch nicht einmal die Angehörigen vorliegen. Und von uns Erlanger Pfarrern hat noch keiner je einen Totenschein gesehen. Wird so eine Regelung durchsetzbar sein?

Hochproblematisch ist der Abschnitt über

Kirchenmitgliedschaft

- Offenbar ist der Unterschied zwischen Kirchengliedschaft und (Ver-eins-) Mitgliedschaft nicht ausreichend bedacht. Das hat schwerwiegende Folgen: Der Zusammenhang zwischen der in der Taufe begründeten Gliedschaft mit den rechtlichen Regelungen einer Zugehörigkeit zur Kirche ist nicht mehr ersichtlich. In den Leitlinien werden die Begriffe Gliedschaft und Mitgliedschaft unsystematisch durcheinander geworfen. »Kirchenglied wird man durch die Taufe. Die Mitgliedschaft in der Kirche ist...usw.«
 - »Gemeindeglieder praktizieren ihre Mitgliedschaft...«
 - »Der Begriff der Kirchenmitgliedschaft geht auf die neutestamentliche Bezeichnung der Christinnen und Christen als »Glieder am Leib Christi« zurück...«Vollends absurd ist dann der Satz: »Die Kirchenmitgliedschaft endet mit dem (...) Fortzug aus dem Be-

reich der EKD...« Und warum wird, wie in Vereinssatzungen üblich, nirgendwo gesagt: »Die Mitgliedschaft endet mit dem Tod«? Erwähnt werden nur der Fortzug, der Austritt oder der Übertritt.

- Die Rede von kirchlichen »Leistungen«, die von Mitgliedern in Anspruch genommen werden zeigt eine weitere Gefahr des Vereinsdenkens gegenüber dem Bild der Kirche als Leib Christi. Die einzelnen Glieder sind zur Teilhabe und damit auch zur Mitarbeit berufen. Die Mitglieder aber zahlen und erwarten dafür »Leistungen« (die von bezahlten Kräften zu erbringen sind).

Manche Leser/innen des KORRESPONDENZBLATTES dürften sich - wie wir - an Regelungen stoßen, die auf unklare Weise eine Art Loyalitätspflicht vorschreiben. Das gilt erst Recht für den folgenden Abschnitt

Dienst, Mitarbeit und Leitung in Kirche und Gemeinde

- »Kirchliche Amtsträger sollen die Ziele der Kirche mittragen und das Ansehen der Kirche fördern.« Wer setzt die Ziele der Kirche fest? Der Herr Christus oder die Synode mit dem Bischof und dem Landeskirchenrat? Und wie fördert man das Ansehen der Kirche? Indem man sich »stromlinienförmig« verhält? Ist das Image der »Kirche« überhaupt ein geeigneter Maßstab, um das Handeln der Amtsträger zu beurteilen?
 - »Verpflichtung zur Gemeinsamkeit« ist den Synoden nicht zu verordnen. Dieser Absatz wird sonst zum Maulkorb-Erlass für kritische Minderheiten in diesen Gremien. Gegenvorschlag: »Unterschiedliche Meinungen und Positionen sollen in gegenseitiger Achtung diskutiert und nach gemeinsamen Lösungen gesucht werden. Jede Lösung muß sich an Schrift und Bekenntnis messen lassen.«
 - Die Gemeindeleitung wird von den Pfarrern/innen und (nicht oder) dem Kirchenvorstand wahrgenommen. Hier kann es sich nur um einen Druckfehler handeln.
- Wem das Thema »Geld, Vermögen und wirtschaftliches Handeln der Kirche« am Herzen liegt, wird vom entsprechenden Abschnitt in den Leitlinien möglicherweise enttäuscht sein.*
- Über das Thema Reichtum wird sehr beschwichtigend gesprochen. »Reich-

tum...muß aber kein schlechtes Gewissen verursachen.« Warum erwähnen die biblischen Grundlagen weder den reichen Jüngling noch die Gleichnisse vom reichen Kornbauern oder vom reichen Mann und dem armen Lazarus? Spricht hier die Sorge, Wohlhabende zu verärgern? Daß die Kirche von ihrem Auftrag her möglicherweise einen anderen Umgang mit Geld pflegt, als es »den Gesetzen der Ökonomie und den Mechanismen rechtlicher Regelungen (...) in einer säkularen Gesellschaft« entspricht, wird offenbar nicht einmal als Möglichkeit erwogen. Das macht die Leitlinien zu diesem Punkt belanglos.

Pfarrerinnen und Pfarrer im Gemeindedienst werden sehr aufmerksam den Absatz lesen, in dem es heißt:

- »Die von Gott verheißene Gemeinschaft der Christinnen und Christen findet sich in unterschiedlichen Ausprägungen vor...«. Wir fragen: Wird hier nicht der Aushöhlung der Parochie Tür und Tor geöffnet? Wie erklärt sich der Vorrang der Parochie in allen anderen Regelungen der Leitlinien (z.B. hinsichtlich Trauungen, Taufen, Konfirmation, Bestattung), wenn die »ortsbezogene Gemeindeform« nur noch »genutzt und gefördert werden« soll, wo sie sich »bewährt«?
- »Die gegenseitigen Beziehungen zwischen Gemeinde und Gesamtkirche sind zu vertiefen.« Wer ist mit der »Gesamtkirche« gemeint? Die Weltkirche? Die Landeskirche? Die örtliche Gesamtkirchengemeinde?
- »Die am Aufbau der Gemeinde und an Initiativen beteiligten Gemeindeglieder sollen für ihren Dienst motiviert, vorbereitet und begleitet werden.« Wenn das eine echte Regelung werden soll, muß auch gesagt werden, wer diese Motivation, Vorbereitung und Begleitung leisten soll: Die Gemeindepfarrer/innen?

»Seelsorge, Beratung, Beichte«

- In den Leitlinien steht: »Das seelsorgerliche Handeln der Kirche besteht aus Begleitung, Beratung, Betreuung, Lebenshilfe und spirituellen Angeboten.« Wenn mit den »spirituellen Angeboten« Gebet, Segen, Beichte usw. gemeint sein sollten, verwahren wir uns gegen diese Ausdrucksweise.
- »Seelsorge darf niemandem (...) verweigert werden.« Das ist zu pau-

schal formuliert. Jeder hat ein Recht auf Seelsorge, aber nicht zu jeder Zeit und nicht immer durch die Person der eigenen Wahl. Es sind zahlreiche Fälle denkbar, in denen dem Wunsch nach Seelsorge zu einem bestimmten Zeitpunkt und durch eine bestimmte Person nicht stattgegeben werden kann.

Sehr problematisch erschien uns der Punkt

Kirche und Öffentlichkeit.

- Die Überlegungen zu diesem Thema gehen von einem zu engen Begriff der »Öffentlichkeit« aus. Das in den »Leitlinien« verhandelte Thema ist eigentlich »die Selbstdarstellung der Kirche in der Öffentlichkeit«. Aber das ist nur ein Teilbereich, und keineswegs der wichtigste. Stillschweigend wird dabei ein Begriff von »Öffentlichkeit« vorausgesetzt, der die Grundlage der privaten Rundfunkanstalten bildet: Öffentlichkeit, das ist das konsumierende Publikum, das von Medienprofis mit Werbebotschaften, Unterhaltung und Informationen versorgt wird. Unberücksichtigt bleiben zum Beispiel die Fragen, wie die Kirche an der demokratischen Öffentlichkeit partizipiert, an der Meinungsbildung mitwirkt und ihre Themen (dazu gehört auch die Theologie!) zur öffentlichen Diskussion stellt. Unberücksichtigt bleibt weiterhin die Tatsache, daß die Kirche bereits eine eigene Öffentlichkeit hat und (nicht zuletzt in der Liturgie) auch einen eigenen Begriff von Öffentlichkeit. Es gibt ein kirchliches Reden und Handeln, das vor der Welt nahezu verborgen ist, aber im Angesicht Gottes, der Heiligen und Engel geschieht. Kein Wort davon in den »Leitlinien«...
- Wir fragen auch: Warum »muß« sich die Kirche »werbepsychologischer (...) Methoden« bedienen? Für diese so strikt formulierte Regelung, dürfte es schwer sein, eine biblische Begründung zu finden...
- Weiterhin: Warum soll die kirchliche Presse »unabhängig« sein? Damit wäre sie auch von der kirchlichen Botschaft und dem Verkündigungsauftrag unabhängig. »Überparteilichkeit« wäre wohl eher zu fordern.
- Und schließlich: Eine »zuschauer-gerechte Form«, wie sie hier gefordert wird, neigt dazu, den Zeitgeist

widerzuspiegeln und sich eher an den Hör- und Sehgewohnheiten des Publikums als am kirchlichen Auftrag zu orientieren.

»Gesellschaftliche Verantwortung«

- Das ausdrückliche Verbot, die Bergpredigt als politischen Handlungsauftrag zu verstehen, verwundert in einem evangelisch-lutherischen Text und sollte zurückgenommen werden.
- Die Darstellung, als stünden dem Glauben immer wieder politische Sachzwänge entgegen, schreibt falsche Alternativen fort und kann sich jedenfalls nicht auf die lutherische Zwei-Regimenten-Lehre berufen.

- In den »Regelungen« fehlt uns die weltweite Perspektive politischer und gesellschaftlicher Verantwortung.

*Dr. Holger Forssman,
Erlangen-Bruck*

Wenn Sie Interesse am vollständigen Text der Stellungnahme haben, schreiben Sie an:

Eulerstr. 10,
91 058 Erlangen-Bruck,
Tel. und Fax: 0 91 31 / 6 44 26 -
Mail:
Pfarramt.Bruck@Erlangen_evangelisch.de

Jeder Mensch (s)ein Künstler

Kunst und Lebenskunst

Der autobiographische Pakt: Autor – Leser

Die Begegnung mit einem Kunstwerk ist komplexer Art. Sie ist aber immer Begegnung mit dem Leben und damit auch mit den religiösen Fragen des Lebens: Geburt – Tun und Sterben. Kunst jeder Art, Malerei, Literatur, Musik usw. ist zunächst Ausdruck, Widerspiegelung des Lebens und der Natur. Die Kunst ermöglicht, distanziert an Hand von Bildern und Texten über das Leben und die Welt und über die Gestaltungsmöglichkeiten des Lebens nachzudenken. Kunst erscheint auch als Trägerin einer Botschaft, einer Ansicht, einer Frage und eines Appells.

Das Kunstwerk jeder Art eröffnet direkt oder indirekt den Dialog mit dem Betrachter über sein Leben und seine Welt. Der Mensch als Fragender sucht Antwort und möchte eine Lebens- und Welterhellung erhalten oder finden. Der französische Literaturwissenschaftler Pierre Lejeune spricht in diesem Fall vom »autobiographischen Pakt« und meint damit, daß der Künstler in sein Werk den Leser und Betrachter miteinbeziehe, so daß es zwischen beiden zu einem Konsens kommt. Es wird eine Einheit angestrebt, der sich jedoch der Leser und Betrachter entziehen können. Ein Kunstwerk zu verstehen, setzt Bildung, Kenntnis der kulturellen Tradition und Verstehensfähigkeit voraus. Diese Spielregeln gelten für die Begegnung mit der Kunst und dem Kunstwerk.

Natürlich kann der Leser und Betrachter Ansprüche an das Kunstwerk stellen und es bewerten. Ebenso stellt der Künstler, Dichter, Produzent einen Anspruch an den Leser und Betrachter und läßt sein Werk sprechen.

Wahrung der Autonomie: Religion und Kunst

Es kommt zu einer geistigen Schiefelage im Gespräch zwischen Kunst und Religion, wenn nicht die Eigenständigkeit beider gewahrt wird und wenn nicht der Bezug zum Leben mit seinen Fragen, die weitgehend religiöse Fragen sind, beachtet wird. Kunst hat seit jeher mit der Suche des Menschen nach Orientierung, mit der Frage nach dem Sinn seines Hierseins, mit Schuld und Erlösung zu tun, weil der Mensch transzendieren kann: »Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir?« In früheren Jahrhunderten bis zur Renaissance, waren die Fragen des einzelnen gehalten von einem einheitlichen Weltbild. Die Fresken des Giotto, die Tafeln des Pietro della Francesca verkünden die eine Wahrheit, aus der alle Wahrheiten kommen. Seit der Renaissance kann keine Wahrheit mehr ausschließlich Gültigkeit und alleinige Geltung beanspruchen. Der Glaube scheint nicht länger das einem Zeitalter Gemeinsame zu sein, das alle verbindet. Kein Kunstwerk, keine Dichtung beansprucht den Vorstoß ins Absolute. Vielmehr wird vom Lebensweg und von den Lösungen der Lebensprobleme gesprochen. Es wird

erzählt, berichtet.

Die Autonomie des Kunstwerks, eine der »Prämissen« der modernen Kunst, ist nicht als bloßer Ästhetizismus zu verstehen. Deshalb wirft sich die Frage auf: Wie weit sind die verschiedenen Avantgarden der Moderne noch von einer Spiritualität getragen, die im Religiösen, im Numinosen wurzelt, wenn nicht der Künstler sich als Christ bekennt?

Der Maler Kandinsky sprach vom »Geistigen in der Kunst« und sah in diesem Geistigen ihr eigentliches Movens; später hat er es im Hinblick auf seine eigene Bilder ausdrücklich als »christlich« bezeichnet. Er setzt damit die beiden Pole »Geistiges und Kunst«; »Geistiges – Kunst« und betont damit das Gemeinsame und Trennendes zwischen beiden. Erst bei der Betrachtung läßt sich unterschwellig das Religiöse erkennen. Die Pilgerschaft zum Absoluten ist kaum denkbar ohne die Wegzehrung mystischer Vorstellungen oder spiritueller Traditionen des Abendlandes, des Orients oder des Fernen Ostens. Somit ist das Wissen um das Religiöse in der Kunst vorgegeben. Damit ist kein Argument gegeben, die Kunst christlich zu vereinnahmen. Viele Werke der Moderne entstanden aus Auflehnung und Anklage, aus dem Geist von Widerspruch und Widerstand. Spiritualität vermag sich direkt und indirekt zu äußern, in ihrer Anwesenheit wie in ihr Abwesenheit – in der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen. Thema der Kunst ist der Mensch. Thema der Religion ist der erlösungsbedürftige Mensch.

Gewiß gibt es ein Spannungsverhältnis zwischen der Kunst und der Kirche. Das Theater als Lebensspiel wird doch als Gegensatz zum Gottesdienst empfunden. Kunstwerke der Malerei, die aus der Mythologie schöpfen, haben kaum einen religiösen Bezug, sondern sind Ausdruck eines urmenschlichen Geschehens, so des Leidens z.B. Pablo Picassos: Guernica.

Religion und Kunst für die Lebensgestaltung

Die Aussagen der Religion und der Kunst über den Menschen und die Welt erscheinen als zwei Ausdrucksweisen mit unterschiedlichen Vorzeichen – die Religion spricht »sub specie aeternitatis«, die Kunst erzählt ein Geschehen oder bildet ab –, obwohl sie beide über das Leben und somit eine Welt sprechen. Ihr Ziel ist es im Sinne Horaz' »delectare et prodesse«. Kirche und Theater haben eine Botschaft an den Men-

schen und verhandeln das Menschen-geschick teilweise zu verändern. Die Religion ruft auf »Tut Buße«. Im Darmstädter Theatergespräch von 1956 betont Bertolt Brecht in seinem Referat »Kann die heutige Welt durch Theater wiedergegeben werden?«, »daß die heutige Welt auch auf dem Theater wiedergegeben werden kann, aber nur wenn sie als veränderbar aufgefaßt wird.« (Brecht, Bertolt: Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Frankfurt/M. 1993. Bd. 23. S. 341) Es kommt auf das Vorverständnis des Künstlers an, mit dem ein Kunstwerk gemacht wird.

Aus diesem Grund sollte die Kunst in ihrer Autonomie verstanden werden ohne gleich theologisch vereinnahmt oder abgeurteilt zu werden. Auch religiöse Kunst entspringt einem Vorverständnis. Denn die kirchliche Kunst ist Auftragsarbeit zur Illustration der Heilsgeschichte.

Erkenntnismethode der Dekonstruktion und Konstruktion

Aus der Tradition bekannte Kunstwerke, der Malerei oder der Literatur benötigen keine Interpretation. Sie sind verständlich aufgrund des Zusammenspiels von Ich und kultureller Sozialisation. Ohne diese kulturelle Tradition gibt es keine Verstehensfähigkeit. Heute gilt die Bemerkung: »Das Kunstwerk existiert nicht mehr in konkret faßlicher Form, sondern wird mit Hilfe von Texten und Diagrammen und Fotografien »umschrieben« und erst durch gedanklich-assoziative Prozesse in der Vorstellung des Betrachters existent.« (Thomas, Karin/Vries de Gerd, Du Mont's Künstlerlexikon von 1945 bis zur Gegenwart, Köln 1977, S., 56) Diese Erkenntnismethode eines Kunstwerkes ist zu beachten. Die Wechselbeziehung Betrachter und Kunstwerk ruft einen Gedankenprozess hervor, der manchmal durch Impulse angeregt werden muß. Jede Kunstbetrachtung ist eine Gedankenkunst, die im Bewußtsein des Betrachters entsteht. Die Textanalyse führt zum Textverständnis. Diese geistige Arbeit ist bei jedem Kunstwerk notwendig um seinen Aussagegehalt zu verstehen.

Joseph Beuys fordert programmatisch die Durchdringung von Kunst und Leben, die Entdeckung einer allgemeinen Kreativität, die politische Veränderung durch Kunst. Beuys hat den Kunstbegriff erweitert: Kunst soll nicht nur in allen Medien möglich sein – Fett, Filz, Honig u.a.

verwendet er als Material der Kunst-, sondern der Begriff der »Plastik« wird ausgedehnt auf den Bereich des Denkens – »Denken ist für mich Plastik«, oder den der Gesellschaft, »Soziale Plastik«. (Adriani, Götz/ Konnetz, Winfried/ Thomas, Karin, Joseph Beuys, Köln 1973. S., 192ff) Das plastische Werk entsteht im Denkprozeß. Die Kunst sind für ihn gesellschaftliche Bewegungen, so »Büro für direkte Demokratie« oder die »Freie Internationale Hochschule für Kreativität und interdisziplinäre Forschung«. Die Aufführungskunstformen ermöglichen »Lehren und Lernen«. Ziel seiner Arbeit ist eine ästhetische Aufklärung, die die Ganzheit des Menschen verändert, nicht nur sein rationales Bewußtsein. Beuys Bilder sind nicht nacherzählendes Abbild von Wirklichkeit, sondern visionäre Skizzen möglicher vergangener oder zukünftiger Welten. Mit seinen Bildern nimmt er den Beobachter in einen Kunstprozeß hinein, der Kunst und Leben in die Zone einer allumfassenden Gesamtkunst führt. Beuys sieht seine Aufgabe als Künstler den Betrachter zum schöpferischen Künstler beim Betrachten des Kunstwerkes zu machen. Das zeichnet jedes große Kunstwerk aus. Problematisch wird es, wenn der Künstler belehren oder führen will, wie etwa Hermann Hesse mit seiner pädagogischen Konzeption im »Glasperlenspiel«.

Aussage Beuys hilft zu verstehen, wie verbindet sich das Ich des Künstlers mit dem Bild. Das Malen ist weitgehend ein unmittelbarer und spontaner Prozeß der Bildfindung. Dies gilt auch für das literarische Schreiben. So scheint im Bild wie auch in der Literatur, auf sowohl die Einheit eines sich selbst gewissen Individuums wie auch die Vielheit individueller Aspekte, die kaum auf einen vereinheitlichenden Nenner gebracht werden können. Der Künstler beabsichtigt nicht ein neues eindeutig definiertes Menschenbild, sondern den lustvollen Entwurf vielgesichtiger Möglichkeiten des Selbstausdrucks. Er versucht seinen körperlich empfundenen Schmerz oder seine körperlich empfundene Freude ins Bild, so der Maler Francis Bacon umzusetzen, ja auch in Literatur, so Thomas Bernhard in seinen autobiographischen Kindheitsromanen. (Bernhard, Thomas: Die Ursache; Der Keller; Die Kälte; Ein Kind; Der Atem. dtv-Taschenbücher, München) Die Kunstwerke wollen keine geschlossene Antworten, sondern provozierende Fragen sein, die sich auf festgefahrene Vorstellungen vom Individuum ebenso beziehen wie auf

Vor-Urteile darüber, was ein Bild bzw. Literaturwerk zu zeigen hat. Sie wollen den Leser bzw. Betrachter zu einer Auseinandersetzung mit sich selbst und seiner Welt anleiten. Darin hat Kunst therapeutische Funktion. Ähnliches kann auch von den Gleichnisreden Jesus gesagt werden.

Kunst und das Zeitgeschehen

Der Künstler weiß um die Kunsttradition und auch, wie sie sein Schaffen verändert und ob eigentlich nicht schon alles in der Kunst gesagt ist, was es zu sagen gibt.

Der Künstler steht in der Zeit und weiß um den Wandel des Lebensgefühls und um seine Selbsteinschätzung in der Gesellschaft. Dem Fortschrittsglauben der Nachkriegsgeneration des II. Weltkrieges steht heute eine Ernüchterung gegenüber. Es zeigt sich ein Umdenken, das sich in der Ökologiebewegung, in den alternativen Politik-Konzepten, in Minderheiten-Aktivitäten ausdrückt. Joseph Beuys hat sich durch seine Kunst in der ökologischen Bewegung engagiert.

Kunst weiß um ihre Tradition in der Auseinandersetzung mit der Zeit, die sie eigentlich zu jeder Zeit kritisch und schöpferisch widerspiegelte.

Jedes Kunstwerk ist zeitgebunden und dennoch transzendent. Es bedarf für den Menschen, der nicht Kunstinsider ist, der Interpretation. Die abstrakte Kunst nach 1945 ist aus einer Nähe zum Existentialismus geboren, der für sie das paradoxe Moment von absoluter Freiheit und gleichzeitiger Gebundenheit entwirft. Sie spricht suggestiv das Gefühl an und lädt zu einer denkfernten Formlosigkeit ein. Diese Kunst eröffnet dem meditierenden Betrachter in einer bedrückten Nachkriegszeit Zukunft. Der Betrachter hat sich auf das Kunstwerk einzulassen und entdeckt, wenn er seine Vorurteile gegenüber dem Kunstwerk überwunden hat, die Botschaft mit dem Betrachter ein Gespräch über sein Leben führen möchte. Ein Gespräch über das Leben schließt religiöse Fragen ein. Welt und Religion sind trotz Aufklärung und Säkularisation untrennbar verbunden. Doch um dies zu erkennen bedarf es der Hermeneutik, die heute unter Auslegung die Methode der Dekonstruktion und der Konstruktion versteht. Es gilt ein Kunstwerk in die Einzelteile zu zerlegen, um das Gesamtwerk zu begreifen. Thomas Bernhards autobiographische Romane haben die Passion Jesu als Grundstruk-

tur ohne sie zu benennen. Damit schildert er, wie das Ich der Romane die Zeit der NS Herrschaft, der Nachkriegs-epoche, seine Krankheit und Gesundung durchlebt und verarbeitet hat. Am jugendlichen Einzelschicksal wird im übertragenen Sinne auch die Zeitgeschichte der Gesellschaft verdeutlicht. Der Leser erkennt und überdenkt im Roman-Ich seine Lebensbezüge. Ähnliches läßt sich auch von den vielen Kreuzigungsdarstellungen sagen, in den die heutigen Künstler die Leiden der Menschen, die durch das Fernsehen aus den Kriegsgebieten auf dem Balkan, Afghanistan, Ruanda und Palästina in die Wohnzimmer übertragen werden, ausdrücken. Der Hinweis auf das Kreuz ist Ausdruck der »compassio« und gleichzeitig auch ein Aufschrei gegen das von Menschen an Menschen zugefügte Leid. Solche Kreuzigungsbilder sprechen an und laden zur Transzendenz ein und rufen zur Veränderung auf.

Der Kunstbetrachter als Künstler

Bilder bedürfen, soweit sie schwer verständlich sind, der Deutung, wie auch literarische Texte, worauf z.B. Acta 8, 26ff. hinweist. Kunstwerke und Literatur haben eine sprachliche Metaebene. Sie verweisen auf die Situation und gleichzeitig auf die Transzendenz. Jedes Kunstwerk verhandelt die urmenschlichen Fragen: »Woher komme ich? Was soll ich tun? Wohin gehe ich?« Es sind religiöse Fragen, die ein Kunstwerk aufwirft, aufwirft und den Betrachter, wenn er will, zum Denken anstößt. Es gilt die Bildersprache in ihrer Metaebene mitzulesen.

Die Frage bleibt, ob manche Kunstwerke in einer Kirche aufgestellt werden sollen? Die Kirche versucht heute ohne Bilder auszukommen, weil sie von der Wortverkündigung, vom Gesang, der Liturgie ablenken. Der Glaube kommt aus dem Hören des Wortes, Römer 10. Das Wort enthält die Botschaft für den Menschen, der als dialogisches Wesen gesehen wird und sich so verstehen will. Es ist hilfreich, wenn biblische Texte ins Wort umgesetzt werden. Doch die Bilder und besonders abstrakte sind im Zusammenhang mit den Text zu sehen. Heute hat sich die bildende Kunst wie auch Literatur ihre Tempel errichtet: das Museum und das Literaturhaus. Die Bilder der Künstler sind im Museum zu Hause; die Literatur im Literaturhaus. Sie sind ihre Welt.

Es ist der Mensch, der sich im Bewußtsein aus diesem Angebot die Antwort auf sein Lebens- und Weltverständnis erschafft. Er sucht sich auf sein Vorverständnis von Leben und Weltbedeutung aus dem geistigen Angebot die Versatzstücke, meistens von den Künstlern, die ihm zusagen. Doch dies war immer schon so, daß sich der Mensch als mündiger Mensch verstanden hat und verstehen will, der sich geistig aus dem Angebot holt, was er benötigt. Ähnlich war die Situation des reichen Jünglings im Gespräch mit Jesus.

Jedes Kunstwerk hält einen Moment aus dem menschlichen Leben fest. Es ruft Eindrücke in Erinnerung. Es bestätigt und fordert zur Veränderung auf. Bertolt Brechts Konzeption des epischen Theaters zielte auf die Veränderung des Theaterbesuchers ab. »Glottz nicht so romantisch.« Diese Haltung kritisierte er und forderte zum Mitdenken auf. Es hängt vom Menschen ab, ob er sich so wie Sokrates auf ein Gespräch auch mit dem Kunstwerk einläßt, um die Wahrheit über sein Leben zu erfragen. Dies ist eine religiöse Angelegenheit. Erst in der Auseinandersetzung mit den Lebensfragen zeigt sich Religion. Damit wird deutlich, dass das ganze Leben des Menschen Religion ist. Und, dass jeder Mensch ein schaffender Künstler ist – ein Lebenskünstler. Ebenso verhält sich der gläubige Mensch zum kirchlichen Angebot, aus dem er sich das heraus sucht, was er für sein Glaubensleben benötigt.

*Dr. Horst Jesse, Pfarrer,
München*

Liederbücher Taizé

Für unsere Taizéandacht fehlen uns ein paar Liederbücher. Leider haben wir ein Problem: Die »Gesänge aus Taizé, neue Ausgabe, erweiterte Ausgabe von 1996« sind nicht mehr zu bekommen. In der jetzt angebotenen Auflage sind einige Lieder nicht mehr drin; außerdem haben viele Lieder andere Nummern bekommen.

Vielleicht gibt es in einer Gemeinde die og. Ausgabe von Taizéliedern, aber keine Taizé-Andacht mehr. Dann könnten die Liederbücher dort Platz für anderes machen (auf Bezahlung) und uns wäre geholfen.

Hellmut Behringer,
Gerhard-Hauptmann-Str.1,
86 720 Nördlingen,
Tel.: 0 90 81/ 42 09 Fax: 27 57 59.



Erstens, Zweitens, Drittens

Zu Nr. 5/2002

Zu den teils sehr aktuellen Beiträgen der Nummer 5 habe ich einige Anmerkungen zu machen.

1. Dienstwohnungskosten:

Die Kappungsgrenze von 30% für Erhöhungen wird vom Staat durch Neufestsetzungen anstelle von Erhöhungen elegant umschifft. Meine Dienstwohnung wurde 1990 mit 600 DM angesetzt, jetzt sind es 1400 DM entspr. Euro. Das sind weit mehr als die 30 % Erhöhung je drei Jahre.

2. Jahresmitarbeitendengespräch:

Natürlich ist das Jahresmitarbeitendengespräch auch eine dienstliche Beurteilung. Es wird ja jeweils verbunden mit einem Beurteilungsbesuch bei einer Tätigkeit des Pfarrers!

3. Synode: Zulassung von Tieren bei Gottesdiensten:

Meiner Kenntnis nach gibt es keine formulierte Begrenzung über die Zulassung irgendwelcher Art bei Gottesdiensten. Insofern weckt der Antrag, von wem immer er kam, »schlafende Hunde«: Er provoziert eine Ausschlussliste für den Gottesdienst. Falls wir uns das wirklich antun wollen, dann hätte ich da noch einige weitere Vorschläge!

Ich habe möglichst einmal im Jahr einen »Gottesdienst für Menschen und Tiere« mit Tiersegnung im Anschluß. Er ist als solcher angekündigt; wer eine Tierphobie hat, kann an diesem Sonntag einen anderen Gottesdienst besuchen.

Was die Störung angeht: Ich hatte einmal eine Konfirmandin, die immer ihren Hund in den Gottesdienst mitbrachte. Das Tier saß von Anfang bis Schluß neben der Bankreihe. Die Konfirmanden haben wesentlich mehr gestört als der Hund.

Wer andere Wesen als Menschen im Gottesdienst nicht verträgt, also nur

seinesgleichen sucht, der kann keine Beziehung zu Gott entwickeln. Gott ist der ganz Andere (K. Barth).

Ich glaube aber nach meinen Erfahrungen eher, daß nicht Ängstliche sich an Tieren im Gottesdienst stören. Vielmehr sind es jene, die in Tieren nur einen Bestandteil ihrer Tiefkühltruhe sehen und dementsprechend wenig Verständnis haben für Tiersegnung. Sie haben andererseits nichts dagegen, eine Kläranlage oder einen Baumarkt kirchlich zu segnen! Hier habe ich meinerseits Verständnisprobleme.

*Axel Melcher, Pfarrer,
in Dachau*

Kollegialmodell

zu: »Liebe Leserin..« in Nr. 2/02

Eine Grundsatzklärung zu Beginn: Es gibt in dieser Kirche eine ganze Reihe von Pfarrerinnen und Pfarrern, die gut und partnerschaftlich mit anderen zusammenarbeiten, seien es Pfarrerskollegen, Sekretärinnen oder eben Ehrenamtliche. Sie tun dies, weil es ihnen so gegeben ist, weil es der Sache dient oder weil sie damit ihr Bild von Kirche verwirklichen. Manchmal tun sie es aus allen drei Gründen zusammen. Sie sind meine Hoffnungsträger, meine Mutmacherinnen und Rückenstärker. Ohne solche Pfarrerinnen und Pfarrer hätte ich und mit mir sicher viele andere schon längst den Dienst quittiert. Bei Greenpeace oder Attac, beim Roten Kreuz oder in der Kommunalpolitik kann man sich schließlich ebenfalls ehrenamtlich nützlich machen, zum Wohl der Allgemeinheit und häufig zu klareren Bedingungen als bei der Kirche.

Die Glosse »Endlich auf Augenhöhe?« ist kein Rundumschlag gegen Pfarrer. Sie will etwas anderes aufzeigen. Wer Vereinbarungen trifft und sie nicht einhält, soll sich nicht wundern über das Ergebnis. Wer Partner nicht ernst nimmt in ihrer Kompetenz und ihrem Engagement, hat vielleicht bald keine mehr. Das gilt selbstverständlich immer für alle Beteiligten in gleicher Weise. Für solche Erkenntnisse braucht es allerdings in der Tat kein Theologiestudium, wie für so manches nicht, was Pfarrerrinnen und Pfarrern in ihrem Beruf abverlangt wird: Management, Mitarbeiterführung, Organisationstalent...

Viele Pfarrerinnen und Pfarrer scheinen zur Zeit in einer Sinnkrise gefangen, die mir bedenklich und bedenkenswert erscheint. Ich frage nach den Gründen und kann mir verschiedene vorstellen:

- unklares Berufsbild
- mangelnde Anerkennung und Würdigung der oft gewaltigen Arbeitsleistung
- keine Aussicht auf Entlastung
- mangelnde Motivation durch die »Institution«.

Wie kann Abhilfe geschaffen werden? Institutionen sind von Natur aus schwerfällig, Veränderungen daher bei allem guten Willen nur langfristig realisierbar. Aber man könnte ganz klein anfangen, in den Gemeinden zum Beispiel. Kirchenvorstände können und sollen darüber nachdenken, was sie unbedingt von einem Pfarrer, einer Pfarrerin erwarten, was darüber hinaus noch schön zu haben wäre, und worauf sie auch verzichten können. Sie sollen immer wieder darauf schauen, wo Entlastung nötig ist und wie sie aussehen kann. Die Mitarbeitenden einer Gemeinde, ob Haupt- oder Ehrenamtliche, sollen sich daran freuen, wenn etwas gut gelungen ist und die geleistete Arbeit würdigen. Solch gezielte Wahrnehmung schließt konstruktive Kritik nicht aus, und die Freude über Geschafftes und Gelungenes motiviert zum Weitermachen und sicher auch den einen oder die andere zum Mitmachen.

Voraussetzung für ein solches »Kollegialmodell« ist allerdings, daran führt kein Weg vorbei, eine echt partnerschaftliche Zusammenarbeit, »auf Augenhöhe« eben. Dafür braucht es Ehrenamtliche, die den Pfarrer nicht auf ein Podest stellen und ihn dort versauern lassen, und Pfarrer, die sich nicht vor lauter »Würde des Amtes« selbst isolieren. Daran zu arbeiten, halte ich für lohnenswert und weiterführend.

Noch eines, ganz zum Schluss: Ich halte es nicht für hilfreich, wenn die Pfarrerschaft ihre Beschwerden mit »den Ehrenamtlichen« im stillen Kämmerlein des Korrespondenzblattes ausbreitet und sich dabei in der eigenen Jammerbude einsperrt. Gemeinsame Probleme sollen wir gemeinsam angehen, und das geht nur auf einem gemeinsamen Forum, oder?

*Christine von Falkenhausen,
Mitglied der Landessynode,
Oberhaching*

Tip:

www.EvangelischeBerufsmesse.de

Die »virtuelle« Berufsmesse befindet sich im Aufbau - anschauen - weitergeben - Verbesserungsvorschläge machen!

Harte Werte – weiche Fakten

Zu: *Zademach, Heiligung... in Nr. 5/02*
Als Pfarrwitwe erhalte ich weiterhin das Korrespondenzblatt und ich lese es gründlich. Für den Artikel über die Heiligung der Arbeit, den »Zwischenruf« von Dr. W. Zademach, danke ich besonders.

Sätze wie: »Gegen eine Marktökonomie des Nimmersatt setzt die Bibel eine Ökonomie des Genug, der Partizipation und des Teilens aus der Fülle der Schöpfung anstatt einer künstlichen Verknappung« erinnern an das, was Prof. Sabine O'Hara USA beim 2. Hauptreferat der bayerischen Landessynode 1995 gesagt hat in ihrem »Plädoyer für ein Wirtschaften aus Vertrauen«.

Zur Erinnerung ein paar Zitate daraus: Bezugnehmend auf 2. Moses 16, 12 – 20 sagt sie: »Anders sieht es dagegen mit der Wirtschaft aus Vertrauen aus. Da sammelt jeder gerade so viel wie er braucht. Hier steht das Handlungsprinzip der Suffizienz, des Genug, im Vordergrund, nicht die Effizienz....«

»Haben wir nicht auch Wichtigeres zu tun als uns der Effizienzsteigerung hinzugeben? Müssen wir uns nicht auch Zeit nehmen, uns auf die Reise zu begeben, eine Reise aus der Sklaverei heraus auf Gottes Freiheit zu?« und

»Was wir brauchen, ist nicht eine Rationalität, die sich auf harte Fakten beruft, sondern eine, die sich auf *harte Werte* beruft, weil wir nämlich meist nur *weiche Fakten* zur Verfügung haben.«

Sehr gut finde ich, dass der Sonntag, aus dem Sabbat kommend, in diesem Zusammenhang *eine* neue Bedeutung bekommen kann. Ein Rabbiner drückt das so aus: Gott stellte am 7. Tag alles Schöpfungshandeln ein. Er sagte: So und nicht weiter. Was wir feiern ist das Einstellen des Schöpfungshandelns. Wir müssen lernen zu wissen, wann wir aufhören müssen, wann wir »dai« – genug – sagen müssen. Es ist beschämend, dass wir, die Kirche, von anderen – Zademach nennt Heiner Geißler, Carl v. Amery und den Reformierten Weltbund – an unsere prophetische Aufgabe erinnert werden müssen.

Dr. Zademach schreibt: »Reformen in der Gesellschaft waren jedoch nie möglich ohne Reformen in der Kirche selbst....«

*Hadwig Abel, Pfarrwitwe,
Buttenheim*

Paulus, Mars und Venus

Zur Beilage »simplify your life«

In der Ausgabe Nr. 5, Mai 2002, wird über dem Impressum eine Beilage für eine Abonnementwerbung für die Zeitschrift »simplify your life« angezeigt. Die Bezeichnung »Abonnementwerbung« ist korrekt, denn darum handelt es sich. Nur – in dem Sonderdruck des Verlags kommen die Begriffe: »Abonnement«, »Kündigung«, »Preis« nirgendwo vor. Im Gegenteil: Wer die drei Gratisausgaben bestellt, abonniert zugleich den Bezug der (kostenpflichtigen) Zeitschriftenreihe. Bei Nichtgefallen besteht ein Rücktrittsrecht in der recht kurzen Frist von 14 Tagen nach Erhalt der dritten Nummer. Dies alles, obwohl auf der Bestellkarte steht »ohne Risiko«, auf der letzten Seite des Prospekts steht bei der Aufforderung die Karte abzusenden und die Zeitschrift kostenlos zu testen, (unterstrichen!) »Sie gehen keinerlei Verpflichtung ein.« Ist ein Abonnement keine Verpflichtung?

Weiterhin fehlt jeder Hinweis auf den Gesamtpreis des Jahresbezugs. Die Gratishefte sollen pro Stück 8,51 Euro wert sein; über den Umfang ist nur gesagt, dass es sich nicht um eine »dicke Hochglanzzeitschrift handelt, sondern um eine Art Extrakt. Sie müssen sich nicht durch viele Seiten quälen.« Den Gesamtpreis kann man sich nach dieser Angabe errechnen. Bei Zugrundelegung obigen Preises (8,51 Euro) ergeben sich für 12 Hefte immerhin 102,12 Euro, da die versprochenen 1-2 Sonderhefte sicher nicht umsonst sind, kommen noch mal bis zu 17,12 Euro hinzu, immer unter der Voraussetzung, dass diese Rechnung, ausgehend von den angegebenen Preisen stimmt. Der tatsächliche Abonnementspreis kann natürlich noch viel höher liegen: Ist das kein Risiko?

Dass die Annonce für Pfarrer bestimmt ist ergibt sich nicht. nur aus dem Ort der Beilage, sondern auch daraus, dass man annimmt, Pfarrer hätten wenig Zeit zum Lesen, und meinen, bei dem Angebot eines Amtsbruders werde schon alles seine Richtigkeit haben. Die Hinweise auf Paulus und Noah zielen natürlich auch auf die Theologen. Nur bei dem Hinweis auf den Apostel Paulus – »Wie sich Männer und Frauen besser verstehen, Das geniale Mars-Venus-Prinzip, mit dem schon der Apostel Paulus erfolgreich arbeitete.« ist mir der Bezug unklar. Von Mars und Venus ist mir bei Paulus nichts bekannt. Mir fällt zum obigen Problem eigentlich nur ein

»Das Weib schweige in der Gemeinde«. Was der Verfasser sich bei Noah denkt, bleibt im Dunkeln.

Wäre der Absender eine Briefkastenfirma irgendwo, wäre es mir keine zwei Zeilen wert, aber wenn sich ein bayerischer Pfarrer darin als Herausgeber kenntlich macht, bin ich verärgert.

*Dr. Ludwig Blendinger
Nennslingen*

Bücher

Klaus Wengst Das Johannesevangelium, Theologischer Kommentar zum NT 1. Teilband Kap 1-10, Stuttgart 2000, 2. Teilband Kap 11-21 2001

Ein Kommentar zum Lesen

Einen Kommentar zum Johannesevangelium liest man normalerweise nicht, man schlägt nach, liest in einzelnen Bereichen. Bultmanns Kommentar liest man nicht, den von Schnackenburg und Becker, Schnelle und Wilckens auch nicht. Den Kommentar von Klaus Wengst jedoch kann man und sollte man lesen. Er ist ja nicht klassischer Kommentar, der sich ausführlich mit Einleitungsfragen beschäftigt.

Wengst bringt nur wenige Bemerkungen, aus denen man erkennen kann, dass er die Synoptiker nicht als Grundlage johanneischer Berichte sieht, z.B. Bd II, 136; 196. Man findet nur ganz kurze statt der sonst üblichen langen Exkurse. Das früher einmal alles beherrschende Thema Gnosis spielt für Wengst keine Rolle. Die Komposition der Abschiedsreden wird nicht untersucht (II, 136 »Da sich Kap. 15-17 sprachlich und theologisch nicht von Kap. 13f unterscheiden lassen, sodass nicht auf einen anderen Autor oder gar mehrere andere Autoren geschlossen werden kann, sind auch sie auf den Evangelisten Johannes zurückzuführen...«). Ohne genauere Begründung wird der Lieblingsjünger (II, 102) als unbekannter und idealer Schüler Jesu verstanden. Joh 21

als Anhang oder nicht Anhang wird nicht diskutiert (II,326 »Joh 21 bildet m.E. den Abschluss der johanneischen Traditionslinie...«). Wer sich über diese Einleitungs-Fragen genau informieren möchte, sei unbedingt auf das große und zuverlässige Werk R. Schnackenburgs verwiesen.

Im Kontext des Judentums

Warum aber sollte man den Kommentar von Klaus Wengst lesen?

Ich setze das, was bei Wengst am Schluß steht (II,333), an den Anfang:

»Die Zuschreibung des vierten Evangeliums an den Zebedaiden Johannes, die gewiss nicht aus historischer Kenntnis erfolgte, dürfte jedenfalls darin Recht haben, dass es sich bei dem Autor um einen Juden handelte. Dieser Autor, den ich aus pragmatischen Gründen mit der Überlieferung »Johannes« genannt habe, hat in seiner Situation die Stimme Jesu zu Gehör bringen wollen. Er hat es getan in einer heftigen Auseinandersetzung mit der Mehrheit seiner Landsleute, die ihrerseits Gründe hatte, seinen Glauben an Jesus als Messias nicht zu teilen. Sein Evangelium macht die Notwendigkeit situationsbezogenen Verkündigens ebenso deutlich, wie dessen Kontextgebundenheit klar hervortritt. Letzteres liegt heute vor allem auf der Hand hinsichtlich seiner negativen Aussagen über »die Juden«. Die Reflexion unserer geschichtlichen Situation verbietet es, seine – damals vielleicht verständliche – Polemik nachzusprechen. Deren – leider oft nur zu bereitwillige und oft auch unbedachte – wiederholende Rezeption in der Auslegungsgeschichte verschüttet es, wie sehr auch dieses Evangelium im Kontext des Judentums steht. Das gilt es heute wahrzunehmen. So käme es darauf an, bei der Lektüre und Auslegung des Johannesevangeliums in der Kirche, ohne das Trennende verleugnen zu wollen, das mit dem Judentum Verbindende zu erkennen und herauszustellen. Dann könnte der Satz zum Leuchten kommen, den Jesus nach dem Johannesevangelium doch auch gesagt – ich zitiere ihn jetzt nach der Übersetzung Luthers: »Das Heil kommt von den Juden.«

Wengst stellt Fragen

Wengst will also versuchen, den christlichen Leser des Johannesevangeliums davor zu bewahren, die polemischen Worte des Evangeliums einfach »nachzusprechen« (vgl. I,318 zu Joh 8; I,337 zu Joh 8,44; I,373 zu Joh 9,41; I,379 zu

Joh 10,8). So stellt Wengst dem Leser lieber immer wieder Fragen: »BULTMANN etwa schreibt: »Man kann nicht am Sohn vorbei den Vater ehren, die Ehre des Vaters und des Sohnes ist identisch; im Sohne begegnet der Vater, und der Vater ist nur im Sohn zugänglich.« (Komm. 192) Auch wenn man so verstehen kann – und selbst wenn Johannes es so gemeint hätte –, dürfen wir den Text so lesen?« (I,198).

»Auf der einen Seite, auf der der jüdischen Mehrheit, wird – wie besonders aus 9,28f., innerhalb der »Zwillingsgeschichte« zu der von Kap.5, hervorgeht – jeder positive Bezug der Schrift bzw. des Mose auf Jesus ausgeschlossen. Auf der anderen Seite, auf der der Jesus für den Messias haltenden Minderheitsgruppe, werden »die Schriften« bzw. Mose in solcher Weise für Jesus vereinnahmt, dass denjenigen, die Jesus nicht glauben, auch ein positiver Bezug auf sie abgesprochen wird. Gibt es ein Entkommen aus dieser Alternative?«

»Johannes verfolgt die positive Intention, die Präsenz Gottes in Jesus herauszustellen. Aber darf daraus der negative Umkehrschluss gefolgert werden, dass Gott überhaupt nicht kennt, wer ihn nicht in Jesus erkennt?«. »Die Frage ist jedoch, ob Christen anerkennen, dass es für Juden eine Zugehörigkeit zu Gott und also Freiheit ohne diese Bindung an Jesus Christus gibt.« (I,322f zu 8,37)

»Können und dürfen wir denn von Jesus als »König der Juden« – als »Messias Israels« im Sinne eines Messias für Israel – reden?« (II,254 zu 19,21 Natürlich enthalten alle diese Fragen die Position Wengsts, aber mir ist nicht klar geworden, ob es für ihn nur noch rhetorische Fragen sind.

Zum Dialog befähigen

Um Christen aus möglicherweise polemischer Haltung gegenüber dem Judentum herauszuholen, wenn diese in Aussagen des Johannesevangelium ihren Grund hat, hat Wengst wohl seinen Kommentar geschrieben. Christen sollen fähig werden zum Dialog. »Solange Christen Juden in ihrer Gottesbeziehung für defizitär halten und sich also genötigt sehen, sie zum Glauben an Jesus »immer neu einzuladen«, werden diese von Achtung nichts verspüren. Aber muss der johanneische Text in dieser Weise rezipiert werden? Die Ignorierung Jesu seitens des Judentums darf nicht als Ignorierung Gottes verstanden werden...«(II,81 zu 12,47f).

»Die« Juden?

Zur Forderung Wengsts, das Johannesevangelium nicht nachzusprechen, tritt die Forderung, bei der Wiedergabe des johanneischen Redens von »den Juden« zu differenzieren. Wengst spricht deswegen von den »anwesenden«, den »führenden« Juden (I,78; I,187). Ich halte diese Differenzierung für sehr wichtig. W. hat sie nicht überall angewendet. Sie wäre unbedingt notwendig bei der Auslegung von 8,44. Die Aussage Jesu: »Euer Vater ist der Teufel« ist nicht eine Aussage über alle Juden (wie von manchen »Christen« und von manchen Rechtsradikalen heute gern gebraucht und von manchen Auslegern des Johannesevangeliums in Unkenntnis der targumischen Kains-Geschichte behauptet), sondern über einige, die vorhaben, Jesus wegen seiner Reden zu steinigen und sich in dieser Haltung Kain anschließen. Auch in 5,16.18 geht es nicht um alle Juden, die Jesus verfolgen und töten wollen, sondern um eine Gruppe. Gerade mit dieser Gruppe von radikalen jüdischen »Gläubigen« hat die johanneische Gemeinde ihre Erfahrungen.

Zeitgeschichtliche Aussagen des Evangelisten

Ich zitiere Wengst, der ein ausgezeichnetes Gespür für zeitgeschichtliche Aussagen des Evangelisten hat:

I,275 zu 7,11-13 »Es ist eine Situation vorausgesetzt, in der es nicht opportun erscheint, durch irgendeine Äußerung mit dem Namen Jesus in Zusammenhang gebracht zu werden. Das war nicht die Situation des irdischen Jesus, sondern offenbar die des Evangelisten und seiner Gemeinde.«

I,285 zu 7,28 »...lässt der Evangelist Johannes Jesus am Ende von V.28 in aller Härte sagen: »Den kennt ihr nicht.« Wer Gott nicht in Jesus Christus erkennt, kennt ihn überhaupt nicht? Wieder scheint mir, dass diese Konsequenz aus einer bestimmten Situation heraus gezogen wird, nämlich selbst in der eigenen Gotteserkenntnis in Jesus Christus von der anderen Seite radikal in Frage gestellt und verneint zu sein und in Folge davon Erfahrungen sozialer Isolierung und wirtschaftlicher Diskriminierung machen zu müssen.«

I,320 zu 8,21 »Die Ankündigung eines feindlichen Suchens auch noch nach Jesu Weggang dürfte sich darauf beziehen, was die Gemeinde an Einschränkung und Behinderung ihrer Lebens-

und Entfaltungsmöglichkeiten erfährt, womit Werk und Wirkung Jesu in Frage gestellt werden.«

I,337 zu 8,44: »Diese äußerste und schlimme Zuspitzung, die »die Juden« zu Kindern des Teufels erklärt, wird aus einer Wirklichkeit heraus vorgenommen, die Johannes mit seiner Gruppe als teuflisch erfährt.«

II,154: »Wo allerdings Menschen unter Berufung auf Gott umgebracht werden, stimmt auch die Gotteserkenntnis nicht.« II,156 zu 16,6: »Die Schüler sind bei sich; die Situation, die sie erwartet, scheint trostlos zu sein. Die Gemeinde erfährt so die ihre. Jesus ist weg; und die Feindschaft der Welt trifft sie, indem sie religiös diskriminiert, sozial isoliert und wirtschaftlich boykottiert wird.«

II,108 zu 13,31ff: »Angesichts des bevorstehenden gewaltsamen Todes ihres Lehrers haben die Schüler durchaus Anlass, in Schreien und Verzagtheit zu geraten. Genau das aber, Erschrecken und Verzagen, kennzeichnet die Situation der Gemeinde.«

Einspruch

Da ich diesen Einsichten zustimme, kann ich Wengsts Aussage in I,340 zu 8,45 nicht akzeptieren: »Denen nichts als Lüge zugesprochen wird – und damit Nicht-Wirklichkeit, wird schließlich auch die Existenzberechtigung abgesprochen werden, so dass Mord dann gerade mit dem eigenen absoluten Wahrheitsanspruch verbunden sein wird. Davon ist die Gemeinde des Johannesevangeliums noch weit entfernt.«

Aber das heißt doch für mich: Die johanneische Gemeinde ist auf dem Wege zum Mord! – wenn auch noch weit entfernt.

Nur durch falsche Auslegung von 8,44 kann es zu diesem falschen Dreischritt kommen: Lüge zusprechen – Existenzberechtigung absprechen – Mord.

Ich meine weiter: Im Hinblick auf die oben angeführten Erkenntnisse Wengsts über die Not und Lebensbedrohung der johanneischen Gemeinde, von radikalen jüdischen Gruppen verursacht, hatte der Vierte Evangelist keine Möglichkeit, den Verursachern Gotteserkenntnis, echte Schriftforschung, Hören auf Gott, Stehen in der Tradition des Abraham und Mose zugestehen, genauso wie wir im Hinblick auf die Judenverfolgung über Jahrhunderte hinweg bis in unsere Zeit den Verfolgern keinen Glauben an Christus, keine Zugehörigkeit zur

Kirche des Christus zugestehen können, es sei denn, sie kehrten um, wie das der Evangelist Johannes von seinen Verfolgern gefordert hat, die den Synagogausschluß mit allen seinen Konsequenzen bis hin zur Tötung durchgeführt haben.

Viel Verbindendes. Und mein Wunsch:

Auch von jüdischer Seite den Dialog fördern!

Weil diese Situation nicht mehr besteht, können in der Tat bestimmte johanneische Aussagen, die einen Dialog unmöglich machen, nicht mehr einfach wiederholt werden. In dieser vielfach untermauerten Warnung besteht der große Wert des Buches von Wengst.

Natürlich wäre es von christlicher Seite her äußerst wünschenswert, wenn von jüdischer Seite *offiziell* der Beschluss des Synagogausschlusses vom Ende des ersten Jahrhunderts parallel zu neueren kirchlichen Stellungnahmen zum christlich-jüdischen Verhältnis aufgehoben würde. Ich weiß, dass die Schuld der Antijudaisten, die sich oft als Christen fühlten, unvergleichbar viel größer ist als die der Antinazarener, die sich als damals als die wahren Juden fühlten und jüdischen Christen den legitimen Bezug auf die Schrift und den Glauben und das Stehen in der Tradition der Väter und die Eintragung ins Buch des Lebens abgesprochen haben. Die offizielle Aufhebung jenes harten Beschlusses, der die abgrenzenden Aussagen des Johannesevangeliums hervorgerufen hat, wäre unendlich wichtig für einen neuen Umgang der Christen mit diesem Evangelium, aber auch für einen neuen Umgang der Juden, die das Evangelium neu lesen lernen könnten als Einladung zum Gespräch mit offenem Ausgang: Komm und sieh!

Viel Verbindendes

Dass es genügend viel Verbindendes im Evangelium des Juden Johannes und seiner jüdischen Mitchristen mit Juden ohne den Glauben an Jesus gibt, zeigen ausgezeichnet die vielen jüdischen Texte, die Wengst anführt, und die es in solcher Breite sonst nicht zu lesen gibt. Vermisst habe ich eine ausführliche Auseinandersetzung mit Auslegungen der Targume und die Diskussion der alttestamentlichen Aussagen, die für das Verständnis des Johannesevangeliums wichtig sind.

Dass es genügend viel Verbindendes im Johannesevangelium gibt, zeigt eine Aussage Wengsts zu 19,5: »Jesus ist hier

der elende und erniedrigte Mensch. Wenn er den Menschen repräsentiert, dann ist er Repräsentant der Erniedrigten und Beleidigten, der Geschlagenen und Gefolterten. Dass diese Dimension mitschwingen soll, ist im Blick auf die Situation der ersten Leser- und Hörerschaft alles andere als abwegig.« »In diesem geschundenen Menschen Jesus erkennt der Glaube den in die tiefste Niedrigkeit mitgehenden und sie überwindenden Gott.« Ich meine, diese Dimension und die des Königs, der für die Wahrheit zeugt, ist doch wichtig für geschundene Juden unserer Zeit. Ich sage das, weil Wengst I,289 einmal die Frage stellt: »Was verfehlen Juden, wenn sie Jesus nicht als Beauftragten Gottes wahrnehmen?«

Das Jesusbild des Johannes verkürzt dargestellt?

Ich denke, dass es der angestrebten Annäherung von Christen und Juden nicht dienlich ist, wenn wir wie Wengst den Jesus des Johannesevangeliums nur als Propheten, Licht, Messias *für die Heiden* (I,174; II,81) sehen und seine innerjüdische Bedeutsamkeit nicht – natürlich ohne Überheblichkeit, Besserwisseri und Missionsdruck – ins Gespräch einbringen.

Jesus ist für den Juden Johannes, der mit Präexistenz wie der Talmud etwas anzufangen wusste, der präexistente Sohn, den der Vater nach Instruktion über göttliches Reden und Tun gesandt hat. Wenn einige von Jesu Zuhörern ihn töten wollen (5,15.18), so kann das, »was die Schrift über das Wirken Gottes bezeugt« wirklich *von diesen bestimmten Zuhörern* nur »in der Perspektive dieses Sohnes wahrgenommen« werden (I,198). Nach der messerscharfen und absoluten Trennung des Judentums von den »christlichen Ketzern« hatte der Vierte Evangelist keine Möglichkeit, anders zu sprechen, wie es etwa noch Paulus tun konnte.

Ohne den Synagogausschluß würde ein Johannesevangelium anders aussehen – und dieses andere Aussehen zu imaginieren und dialogfähig zu werden, ist für Christen bleibende Aufgabe, damit Jesus nicht nur für uns in der »Traditionskette Israels« (I,173) steht, sondern auch für Juden von heute.

Dass sich W. von Kollegen mit deren Juden herabwürdigenden Auslegung des Johannesevangeliums absetzt (Hirsch wird oft genannt, auch Schlatter), ist nur zu verständlich. Im Hinblick auf andere (Schnackenburg, II,151, Blank,

I,285, Wilckens, II,151) ist eine intensive Auseinandersetzung nötig.

Der Jude Johannes in der Tradition der prophetischen Kultkritik

An einigen wichtigen Stellen weichen meine Erkenntnisse von denen Wengsts entscheidend ab:

Ich denke, dass Johannes in einer Zeit, als der Tempel nicht mehr stand, Joh 2,13ff als »Ablösungsmodell« (W. I,113f) unter Verwendung von LXX Ps 39 verstanden hat (vgl. meinen Aufsatz in der Bibl. Zeitschrift 2000).

Ich meine auch, dass Johannes in der Frage Anbetung in Jerusalem oder auf dem Garizim nicht nur die Samaritaner (W. I,163) anredet.

Ich bin sicher, dass Johannes Jesus nicht als »Lügner« (W. I,274 zu 7,8.10 »legitime Tarnung«) dargestellt hat, sondern dass Jesus für Johannes wirklich nicht zu »diesem« Fest (7,10: »Fest« und »dieses Fest«) hinaufgegangen ist, sondern zur Offenbarung einer neuen Exodusmöglichkeit für ein Volk, das nach johanneischem Verständnis, dem Verständnis des Hebräerbriefes und nach dem Verständnis von Ps 95 (vgl. meinen Artikel zu Ps 95 im Johannesevangelium in meinem Buch »JOCHANAN«) seine »Ruhe« noch nicht erlangt hat. Ich meine auch, dass Johannes mit seiner betonten Darstellung Jesu auf dem Targum-Hintergrund von Jes 28,16 und dem BH/LXX-Hintergrund von Ps 44(45) als König, der allen, die glauben, Leben geben will (unter Korrektur von Lev 18,5), mit dem »neuen Gebot« die Aufhebung und Fortführung bisheriger jüdischer Gebotsfrömmigkeit verstanden hat (anders W. II,125 zu 14,15 und II,144 zu 15,10).

So stellt Johannes auch Schriftverständnis, nach dem man einen Sündlosen (8,46) töten will 8,59 (= eure Tora) und Schriftverständnis, gemäß dem der Getötete von Gott verherrlicht wird, einander gegenüber (anders W. II,151). Johannes distanziert sich keinesfalls von der Tora, sondern nur von einer in seiner Sicht missverstandenen und somit veränderten.

Bestimmte Aussagen des Johannes dürfen also nicht abgemildert werden, weil sie in harter Verfolgungssituation gemacht worden sind. Sie dürfen aber nicht angeeignet und wiederholt werden, wenn diese Situation nicht mehr vorhanden ist.

Trotz Kritik: Große Zustimmung zu dieser Art von Kommentar

Wegen unserer total veränderten Situation empfinde ich für viele Aussagen Wengsts eine große Zustimmung. Ich nenne nur die Fundstellen: I,373; 385; 390; II,116;158; 179 und zitiere beispielhaft I,373 zu 9,41: »Sieht man, dass es im Johannesevangelium keinen isoliert auf Jesus bezogenen Glauben gibt, sondern dass es beim Glauben an Jesus immer um den Glauben an Gott geht

(vgl. besonders 12,44), verbietet es sich angesichts des weitergehenden jüdischen Zeugnisses von selbst, vom »Un glauben der Juden« zu sprechen.«

Ich erhoffe mir im Zusammenhang mit diesem äußerst wichtigen Buch von Klaus Wengst eine intensive Diskussion und einen guten Fortgang jüdisch-christlichen Gesprächs, bei dem es nach Wengsts Worten (II,80) »um eine ›Sicht‹ Jesu geht, die in ihm das Wirken Gottes erkennt.«

Dr. Günter Reim,
Pfarrer in Erlangen

Liebe Leserin, lieber Leser!

»Bin ich zu klein für Jesus?« fragen die zwei Mädchen. Sie stehen zwischen zwei alten Frauen, die einander den Kelch weiterreichen, die Kinder über-g(s)ehend.

Ein Plakat unter dem Motto »Jedes Kind hat ein Recht auf seine Religion« für das Kinderabendmahl .

Ich finde es wichtig, dass wir über dieses Thema nachdenken – aber nicht nur in Gemeinden, in denen es ein Kinderabendmahl noch nicht gibt, auch in denen, die sich hier einer langen Tradition rühmen können. Nachdenken, Gespräche über das Abendmahl sind nie verkehrt. (Vielleicht können wir dann noch weitere Inhalte des Abendmahls so formulieren, dass sie »kindgeeignet« sind und die »Handreichung« theologisch etwas anreichern?)

Das Plakat aber werde ich nicht aushängen. Zu viele Fragen habe ich:

Wen will ich so ansprechen: Die Gemeinde – und auf diese Weise meinen Kirchenvorstand unter Druck setzen? Ist das »meine Gemeinde«: ein paar ältere Frauen, die Kinder nicht wahrnehmen und machen dabei einen recht unfrohen, grimmigen Eindruck? Ist es Grimm, Unfähigkeit, Kinder wahrzunehmen, wenn manche im Blick auf das Kinderabendmahl Nachdenken für angezeigt halten? Wird ihren Fragen ein solches Plakat gerecht? Werden hier nicht Fronten aufgebaut statt Dialog gefördert?

Welches Bild unserer Gemeinden vermitteln wir in die Öffentlichkeit: Dass da »alte Frauen« sind ohne Verständnis für Kinder? Und »nur« alte Frauen – wie stehen wir zum Alter und zu

Frauen in der Gemeinde?

Welches Unternehmen außer Kirche würde sich selbst öffentlich so fertig-machen?

»Zu klein für Jesus« wenn man nicht zum Abendmahl darf: Wird die Segnung der Kinder beim Abendmahl – die manche statt der Taufe durchaus für ausreichend halten (manche denken gar über die Zulassung Ungetaufter zum Abendmahl nach) – nicht abgewertet? Und ebenso die Bemühungen in Kindergärten, Schulen, Kinder- und Jugendgruppen, kindgerecht von Jesus zu erzählen? Kommt denn Jesus *nur* im Abendmahl?

Viele Fragen, über die man reden kann. Also vielleicht ein Impulsplakat für einen Gemeindeabend. Ob es das Gespräch fördert? Oder nur die mit Bedenken zum Schweigen bringt, weil man doch nicht so sein will wie jene beiden Frauen – Bedenken, hinter denen aber auch ein Verständnis von Abendmahl steht, über das man mindestens reden kann, reden muss?

Die Mißachtung von Kindern ist sicher nicht gut. Aber ist »Kinder an die Macht« die bessere Lösung? Ich beobachte auch Kinder, deren Selbstbewußtsein Züge von Tyrannei angenommen hat.

Viele Fragen. Zu viele für eine »Leserin«. Zu viele, um das Plakat kommentarlos im Schaukasten auszuhängen, meint Ihr
Martin Ost

PS: Liebe »Kinderkirche«, nichts für ungut, über Aysches Gott sollten wir reden, die anderen Plakate werde ich sehr gerne aushängen!



FrauenWerk Stein

■ Gottesbild und Beziehungsgestaltung

Wie religiöse Vorstellungen die Arbeit mit Gruppen beeinflussen

14. - 18. Oktober 2002

Ort: Stein bei Nürnberg

Das Seminar richtet sich an Pfarrerinnen und Pfarrer, sowie an Haupt- und Ehrenamtliche in der Erwachsenen- und Familienbildung und anderen (kirchlichen) Arbeitsfeldern, die mit Gruppen arbeiten. Das Thema wird mit Hilfe von gruppenanalytischer Selbsterfahrung, supervidiertem Fallarbeit und konkreter Informationsvermittlung behandelt. Es vermittelt den Teilnehmenden ein vertieftes Verständnis der eigenen beruflichen Rolle und Identität in der Arbeit mit Gruppen sowie der sich dabei entwickelnden Prozesse. Die Teilnahme setzt die Bereitschaft voraus, sich mit seinen religiösen Prägungen auseinander zu setzen und eigenen »subjektive Theologien« zu hinterfragen.

Leitung: Barbara Hauck, Dr. Sebastian Murken
Kosten: 305,- Euro inkl. UK und Verpflegung
Anmeldung: bis 02.09. 2002, s.u.

■ Sonnenschein und Sündenbock

Geschwisterbeziehungen in Gruppen

30. November - 04. Dezember 2002

Ort: Stein/ bei Nürnberg

Individuelle Beziehungsmuster spiegeln sich in Gruppen. Deshalb kann eine Gruppe zur Klärung beitragen. In diesem Kurs geht es um ein beziehungs-dynamisches Verständnis von Gruppen- und Gesprächssituationen. Anhand von Beispielen aus der beruflichen Praxis der Teilnehmenden wird erarbeitet, wie sich die individuellen Geschwistererfahrungen und die der Gesprächspartner in der aktuellen Situation spiegeln. Vor dem Hintergrund der Konzepte der Gruppenanalyse und der systemischen Familien-therapie wird u.a. mit Methoden der Fallbesprechung und des Rollenspiels gearbeitet und auch der aktuelle Prozess der Gruppe zum Verstehen genutzt.

Zielgruppe: Haupt- und Ehrenamtliche in Kirche und Erwachsenenbildung,

Leitung: - Leitung: Barbara Hauck, Marika Marika Eidmann

Kosten: 305,- Euro inkl. UK und Verpflegung

Anmeldung: bis 24. 10. 2002, s.u.

■ Kollegiale Beratung

Einführung in die Methode

08. - 09. Oktober 2002

Ort: Stein/ bei Nürnberg

Die kollegiale Beratung ist eine relativ leicht zu erlernende und effektive Methode.

Sie eignet sich gut für selbst angeleitete Gruppen aus unterschiedlichen Handlungs- und Berufsfeldern und lässt das gemeinsame Potenzial der Gruppe sichtbar und fruchtbar werden. Der Kurs bietet für haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende Gelegenheit, die Grundlagen, die Methode und Systematik der Kollegialen Beratung kennen zu lernen und mit konkreten Übungen auf die eigene Praxis zu übertragen.

Leitung: Hanne Höfig, Friederike Bracht

Kosten: 75,- Euro inkl. UK und Verpflegung

Anmeldung: siehe unten!

■ Ohne Chaos geht es nicht

Die Spannung von Struktur und Freiraum in der Arbeit mit Familien

25. - 29. November 2002

Ort: Stein/ bei Nürnberg

Dieser Kurs bietet Gelegenheit zur Auseinandersetzung mit folgenden Fragen: Wie hat sich die gesellschaftliche Situation von Familien verändert? Wo liegen die »Chaos-Faktoren« gerade bei jungen Familien? Wie beeinflusst meine eigene Ordnungsliebe bzw. meine chaotische Seite meine Aufgabe? Wie reagiere ich als Leiterin/Leiter auf Chaos? Wie viel Chaos trägt oder braucht die Arbeit mit Familien? Was meint die Chaostheorie mit dem Hinweis, dass Chaos eigentlich »übergeordnete Ordnung« bedeutet?

Zielgruppe: haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende aus der Arbeit mit Familien und anderen Arbeitsfeldern, die sich mit Chaossituationen im beruflichen Alltag auseinandersetzen wollen.

Leitung: Hanne Höfig/ Ida Bach

Kosten: 305,- Euro inkl. UK und Verpflegung

Anmeldung: bis zum 14. 10. 2002

für alle Kurse: Tel.: 09 11 / 68 06 - 1 42 oder

E-Mail kurse@frauenwerk-stein.de

Amt für Gemeindedienst

■ Vorbereitungstagung zur

65. Bibelwoche über den Römerbrief,

17.-20. September 2002

Ort: Hesselberg

Neutestamentliche Exegese, systematische Herausforderungen, praktisch-theologische Reflexionen für eine Bibelwoche, eine Gottesdienstreihe, Hauskreisabende, Religionsunterricht oder Erwachsenenbildung usw.

Man muß den Römerbrief lesen und lesen, um seinem Inhalt auf die Spur zukommen. Uner-schöpflich sind seine Aussagen, immer wieder entdeckt man Neues. Das Geheimnis des Wortes Gottes kann man nur erahnen. Gesetz und Evangelium, Rechtfertigung und Heiligung, Taufe, neuer Menschen und die Zukunft Israels sind nur einige Themen, mit denen sich der Römerbrief beschäftigt.

Erlanger Verlag

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Freimund-Verlag
Postfach 48
91561 Neuendettelsau

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Charlotte Emmaluisse Adele Hohenberger, Kind von Annett geb. Hübner und Friedrich Hohenberger, am 10.4. in Regensburg

Marike Fentje Aupperle, 3. Kind von Elke, geb. Lühring und Ekkehard Aupperle am 1.5.02 in Hof

Gestorben:

Käte Krauß geb. Schnabel, 91 Jahre, Witwe von Walter Krauß, am 29.4. in Bollschiweil

Fritz Walter Haas, 75 Jahre, zuletzt in Garmisch-Grainau, am 14.6. in Nürnberg (Witwe: Gertrud)

Referent: Prof. Dr. Martin Karrer, Kirchliche Hochschule Wuppertal,
Anmeldung: Amt für Gemeindedienst, Postfach 44 04 65, 90209 Nürnberg, Informationen: Karl-Ernst Schaffland, Tel.: 09 11 / 43 16 - 2 82 Friedrich Rößner Tel.: 09 11 / 43 16 - 2 83

Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt

■ Plötzlich bin ich Dienstgeber

Fortbildung für Gemeindepfarrer/innen

24.-26. September 2002

Ort: Tagungstätte des FrauenWerks Stein

Der Kurs will Kenntnisse aus Arbeits- und Dienstrecht vermitteln und Hilfestellung zur Bewältigung möglicher Konflikte geben.

Kosten: 160 Euro

Steffens

Letzte Meldung...

... bitte anonym drucken!

Pfarrerstochter zu ihrer Mutter: »Mama, warum habt Ihr eigentlich im Schlafzimmer so viele Kerzen - feiert Ihr da Gottesdienst?«

Anmeldung und weitere Info bei: Hanna Kaltenhäuser, KDA, Gudrunstr.33, 90459 Nürnberg, Tel.: 09 11 / 43 04 - 2 27, Fax: - 2 30, E-mail: kaltenhaeuser@kda-bay.de

ELKB

■ Türen öffnen

Schule und interreligiöse Begegnung

18. Oktober 2002, 9.00 Uhr bis 16.00 Uhr

Ort: RPZ, Heilsbrunn

Thema des 4. Heilsbrunner Lehrerinnen- und Lehrtages ist die Begegnung mit einer Vielfalt von Religionen, die zum Alltag in vielen Schulen gehört.

Vortrag: Prof. Dr. Johannes Lähnemann. Am Nachmittag Arbeitsgruppen zur Begegnung mit dem Hinduismus, Judentum, Islam, zum Projekt »Weltethos«, interkulturelle Mediation u.a. Angesprochen sind auch Pfarrer/innen und kirchliche Lehrkräfte an Schulen

Leitung: Klaus Buhl, Wolfgang Henninger

Anmeldung bis 4.10. (über die Schulämter) an das Institut für Lehrerfortbildung

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Sabine Geyer (München), Rosemarie Leipolz (Erlangen), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11 mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Eine Textauswahl finden Sie auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluß ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund-Druckerei Neuendettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -99.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) - auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins - sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: Pfarrer.Pfarrerinnenverein@t-online.de